

EINSTEINS

DAS MAGAZIN DER EICHSTÄTTER JOURNALISTIK



HEIMAT

Fahnenfluch

Ein Holocaust-Überlebender, ein Politiker und ein Satiriker diskutieren

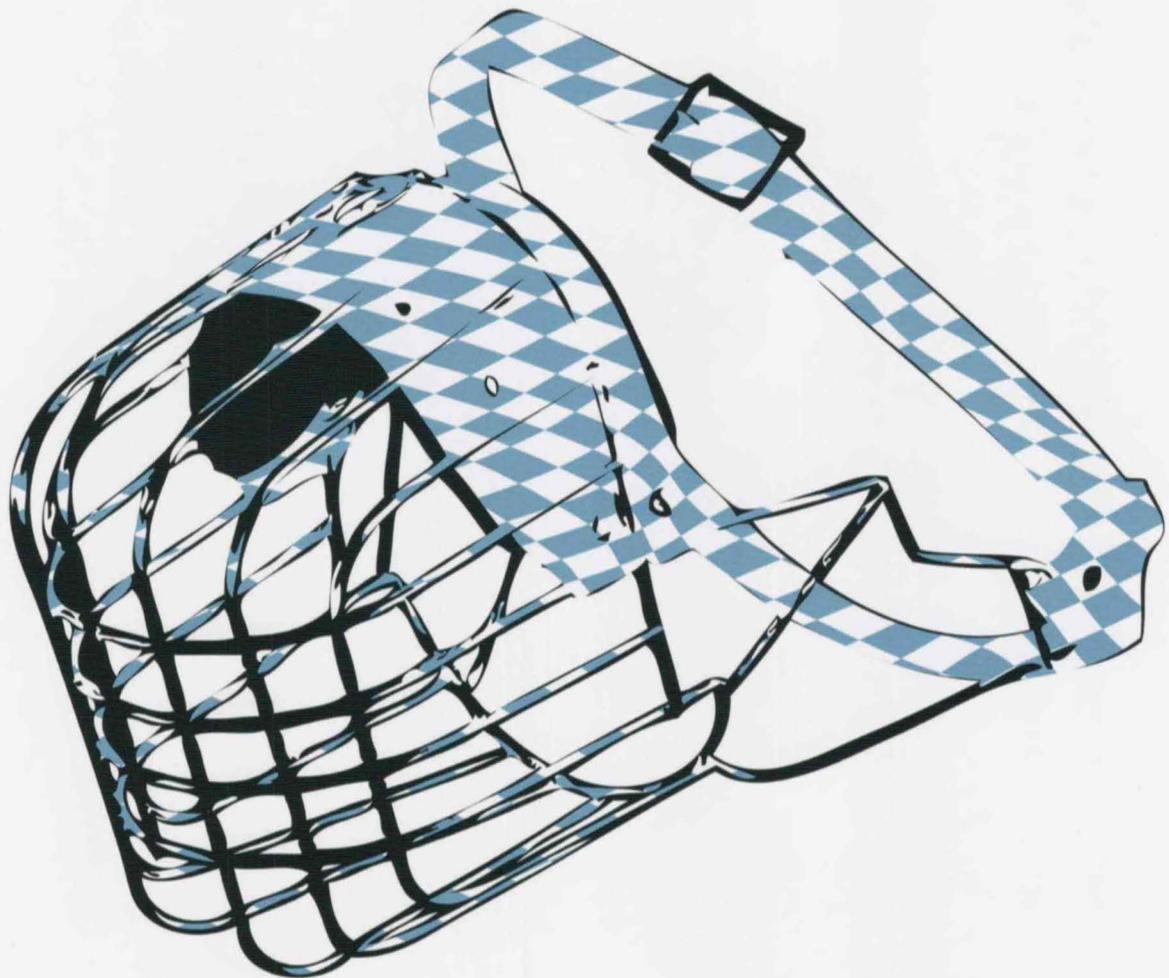
Doppel-Pass

Zwei Nationen, eine Wahl: junge Fußballer müssen sich entscheiden

Fremdes Bett

Von Hotel zu Hotel: ein Stück Zuhause im Gepäck

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 8500 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung.

Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.Bjv.de

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme

Editorial

Von Klaus Meier und Christian Klenk

Was ist Ihre Heimat? Wo fühlen Sie sich daheim? Ist es der Ort, in dem Sie wohnen, oder jener, in dem Sie früher einmal gelebt haben oder geboren wurden? Ist es die Familie, sind es die Freunde, die Sie von Ort zu Ort mitgenommen oder zurückgelassen haben? Oder ist es die „innere Heimat“, von der Herbert Grönemeyer singt?

Unsere Welt ist anonym geworden. Den überschaubaren Mikrokosmos des Dorfes oder des Stadtteils gibt es kaum mehr. Alle paar Jahre ziehen wir um - zum Studium, zum Praktikum, ins Ausland, zum neuen Job. Kommen wir nach ein paar Jahren „nach Hause“ zurück, fühlen wir uns fremd. Wir sind mobil, global und frei - aber auch enturzelt.

Dabei wollen wir doch eigentlich nur ankommen. Wir haben Sehnsucht nach einem Boden, in dem unsere Wurzeln sich wohl fühlen. Die Sehnsucht nach „Heimat“ stärkt alte journalistische Traditionen, bringt aber auch neue Themen und erfolgreiche Medien hervor. Der Lokalteil ist nach wie vor das Herz, das die Tageszeitung am Leben hält, weil sie vor allem deswegen gekauft wird. Die Sehnsucht nach einem heimeligen Stück Land äußert sich zum Beispiel im Erfolg der Zeitschrift „Landlust“, die inzwischen von drei Millionen Menschen gelesen wird. Die Zeitschrift „Muh“, die seit Frühjahr 2011 mit dem schönen Untertitel „Bayerische Aspekte“ erscheint, will „dem diffusen ‚Heimatgefühl‘

Rechnung“ tragen. „Was ist Heimat?“ fragte der „Spiegel“ zu Ostern 2012 - und suchte die Antwort mit einer „Spurensuche in Deutschland“ und 14 verschiedenen Titelbildern, die kein Vorurteil über deutsche Regionen ausgelassen haben.

„Heimat“ ist nicht einfach sondern vielfältig und kompliziert - und als Phänomen so spannend, dass man daraus ein ganzes Heft machen kann. Die Einsteins-Redaktion hat „Heimat“ gesucht: im Wirtshaus, im fremden Bett, in der Musik oder am Arsch der Welt. Die jungen Journalistinnen und Journalisten haben Männer aus drei Generationen an einem Tisch versammelt und mit ihnen über Patriotismus, Nationalismus und Heimatstolz diskutiert (S.11). Wir berichten über Menschen, die sich für eine Heimat entscheiden müssen oder nicht können - ob als Einwanderer (S.52) oder Fußballprofis (S.90). Einsteins porträtiert einen Ordensmann, dem der Verlust seines geliebten Heimatklosters nach seiner Versetzung beinahe das Herz bricht (S.66). Und wir erkunden die regionale Küche (S.72) und den Lebensraum von Tieren, wo mancher Einwanderer einen Nachbarschaftsstreit auslöst (S.74). Lassen Sie sich überraschen und inspirieren.

Einsteins ist ein crossmediales Magazin. Neben dieser Zeitschrift gibt es eine Fernsehsendung, ein Internetportal und erstmals auch eine iPad-Ausgabe. Besuchen Sie doch mal www.einsteins-magazin.de.



Chefredakteur Christian Klenk (links)
und Herausgeber Klaus Meier



daheim

03 Editorial

06 Heimat ist für mich...

Menschen aus der ganzen Welt erzählen

08 Kabale und Currywurst

Essen? Kultur? Familie?

Versuch einer Heimatdefinition

10 Der Fahnenfluch

Drei Generationen, ein Thema: Ein Gespräch über Heimatstolz und Patriotismus

17 Zugvogel oder Nesthocker?

Der Heimattyp-Test

18 Sprücheklopfer

Städte als Marke.

Image polieren oder ruinieren?

23 Heim@-Shopping

Vier Klicks für ein Stück Heimat

24 Bis zum letzten Tropfen

Wirtshaus ade: Wenn der Mittelpunkt des Dorfes wegbricht

29 Mein Bierrevier

Wo trinkt man was?

30 Jux und Phrase

Tote Hose:

Redewendungen in Bildern

36 Ein bisschen Unfriede

Quo vadis Volksmusik?

Eine Branche im Umbruch

43 Heimat zum Hören

Die Einsteins-Playlist

44 Ey, Alter!

Pöbeln für das Miteinander

47 Tinte ist dicker als Blut

Heimat, die unter die Haut geht.

Miriam Frank tätowiert Kuhglocke und Lederhose

48 Hoch-Couture

Trendsetter tragen Tracht

50 Geweihte Bierfahnen

Ein satirischer Blick auf ein Dorffest

Inhalt



80

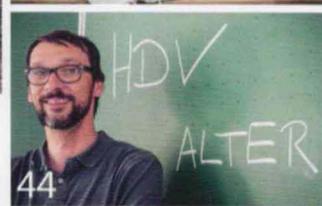


Noch mehr Einsteins

Einsteins ist nicht nur eine Zeitschrift. Das Magazin der Eichstätter Journalistik ist crossmedial, wie es in der Medienbranche heute heißt: Neben dem Internetportal www.einsteins-magazin.de hat das vierte Semester des Bachelor-Studiengangs auch eine einstündige Fernseh-Magazinsendung produziert. Die TV-Beiträge können Sie auch online ansehen. Erstmals erstellen Studierende des Master-Studiengangs auch eine digitale Einsteins-Ausgabe für den Tablet-Computer „iPad“. Sie



anderswo



- 52 Bis über die Grenze**
Sieben Menschen erzählen von ihren zwei Heimatn
- 58 Vereint oder verneint?**
Ein Kommentar zur Zukunft Europas
- 59 Schweres Erbe**
Der Kampf ums Weltkulturerbe und die neuen Titelträger
- 60 In fremden Betten**
Zwischen Heim und Hotel: Das nehmen Pendler von Zuhause mit
- 66 Ohne Orte**
Ein Franziskanerbruder muss mit 74 Jahren sein Kloster verlassen
- 72 Das Deutschland-Menü**
Der Gourmet-Kompass aus allen Ecken Deutschlands
- 74 Einwandalismus**
Nachbarschaftsstreit im Tierreich
- 80 Fast offline**
Aussteiger verlassen die Zivilisation – aber nicht ohne Laptop
- 85 Sehnsucht nach der eigenen Scholle**
„Geo“-Redakteur Ariel Hauptmeier im Interview
- 86 „Mama, ich will heim!“**
Demenz: Wenn die Gegenwart verblasst, wird die Kindheit wieder wach
- 90 Doppel-Pass**
Manche Fußballer dürfen sich ihre Nationalmannschaft aussuchen
- 95 Gefragt? Gewusst!**
Drei Fragen, drei Antworten
- 96 Das Einsteins-Rätsel**
Kreuz und quer durchs Land
- 97 Letzte Heimat**
Unter der Erde und hoch in der Luft: Ungewöhnliche Bestattungen
- 98 Rückblick/Impressum**
Leser kommentieren Ausgabe Nr. 21

erscheint voraussichtlich im August 2012 im Apple-iBookstore.

Und auch dieses gedruckte Magazin bietet über seine Seiten hinaus noch mehr Bilder und Beiträge. Im Heft finden Sie QR-Codes (Quick-Response-Codes). Hinter dem schwarz-weißen Quadrat stecken Internet-Links. Um den Code zu entschlüsseln, benötigen Sie ein Smartphone und eine QR-App (kostenlos in jedem App-Store). Scannen Sie die QR-Codes und tauchen Sie tiefer ein in die heimatische Welt von Einsteins.



Heimat ist für mich ...

...immer da, wo ich mich wohlfühle und zwar über längere Zeit. Es liegt für mich eher an den Personen als am Ort. Das bedeutet, dass auch ein Stamm-tisch Heimat sein kann.

Ingo Cada (41), München

...dort, wo man trotz seiner psychi-schen Konflikte willkommen ist und wo man sein darf, wie man wirklich ist – ohne sich zu verstellen.

Dr. Rudolph Lacher (47), München

...in Italy, in the city of Pordenone. It's where I feel tranquility and where my family lives.

Michele Cremasco (26), München

...dort, wo ich sterben oder zumindest begraben werden möchte.

Benjamin Otte (22), Eichstätt

...Wohlfühlen.

Kristina Seitz (21), Ingolstadt

...der Ofen in der Küche meines Elternhauses, wo ich als Kind mit mei-nen acht Geschwistern saß und den Geruch von brennendem Holz in der Nase hatte. Diese Erinnerung werde ich immer mit Heimat verbinden, auch, wenn ich heute woanders lebe.

**Rudolf Müller (81) Rentner,
Haagen/Lörrach**

...die Natur.

Tanja Jarmola (26), Ingolstadt

...nicht mehr wichtig, weil ich sie zu oft verloren habe. Mein Zuhause ist jetzt da, wo meine Enkelkinder aufwachsen.

**Marianne Weinzierl (79), Straubing,
geboren im Sudetenland**

...der beste Schweinebraten!

Nadine Schmidl (25), Lichtenau

...Deutschland. Hier bin ich aufgewach-sen und erzogen worden. Mein Vater ist Araber. Auch wenn bei uns zuhause arabische Bilder und Teppiche an der Wand hängen, fühle ich mich doch eher in der bayerischen Kultur daheim.

**Robert Saleh Al-Kadhimi (33),
Gilching**

...ein Ort mit dem ich positive Erinne-rungen verbinde.

Bettina Ettinger (23), Reichertshofen

...dort, wo man sich zuhause fühlt, wenn man lange weg war. München und der weiß-blaue bayerische Him-mel machen mich glücklich.

Maria Mandl (23), München

Anzeige

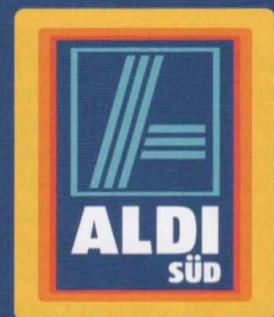
Qualität in Ihrer Nähe



**Einfach konsequent:
Kompromisslose Qualität zu
dauerhaft niedrigen Preisen!**

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

**Sollnau 34
85072 Eichstätt**



www.aldi-sued.de

**Öffnungszeiten
Mo-Sa 8-20 Uhr**





...überall dort, wo ich Menschen kenne, bei denen ich notfalls übernachten könnte.

Marcelina Gilka (20), Hamburg



...ein Gefühl von Sicherheit. Und das Wichtigste: Heimat ist Familie, besonders mein kleiner Enkelsohn.

Karl-Dieter Schmidt (69), Wetzlar



...ein Dorf in Österreich. Da fühl ich mich fast wohler als in Hamburg.

Jasper Bornholdt, Schiffskapitän im Hamburger Hafen



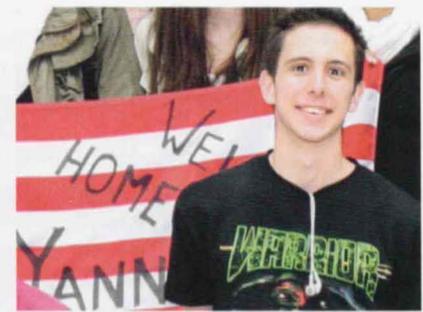
...wo mein Herz hin gehört. Home is where the heart is: Dieser Satz, den man auch in vielen englischsprachigen Musik-Tracks hört, trifft es für mich am ehesten.

Patrick Lenz (22), Aschaffenburg



...da, wo wir mit der Familie wohnen. Zurzeit ist das Deutschland. Es ist ein gemischtes Gefühl, zwei Heimaten zu haben. Wenn wir in der Türkei sind, sind wir Fremde und in Deutschland irgendwie auch.

Halil Toprak (43), Kitzingen



...deutsche Tradition. Es liegt gerade ein Schüleraustausch in Michigan hinter mir. In den USA habe ich meiner Gastfamilie beigebracht, wie die Deutschen Weihnachten und Silvester feiern. Jetzt kennen sie „Dinner for One“.

Yannick Hoster (17)

User-Kommentare auf der Einsteins-Facebookseite

... meine Heimatstadt Portland: gleiches Haus, gleiche Stadt. Es fühlt sich sicher an.

Abigail (25), USA

...eine schöne Wohnung mit Balkon und viel Sonne.

Gina (27), München

...Ankommen, weil ich die Woche über nicht zu Hause bin.

Matthias (44), Cuxhafen

...der Geruch von Fischsoße – jede Heimat hat ihren ganz eigenen Geruch.

Mimi Yen (40), Pakse/Laos

...wo mein Herz zu Hause ist.

Anna (21), Ravensburg

...eine SMS von meinem Vater.

Laura (23), Köln

...ein Lebensgefühl.

Jan (33), Berlin

...ein Ort mit möglichst wenigen Häusern und dem ein oder anderen Trecker.

Henning (25), Rostock

...meine Familie. Die ist über die ganze Welt verstreut.

Gisela (74), Potsdam

...der Ort, an dem ich leben möchte und zufrieden bin. Menschen können mir ein Gefühl von Heimat geben.

Criss (41), Jamaica

...mein Lieblingsessen – von Mama gekocht.

Madeleine (15), Oettingen

www.einsteins-magazin.de



Wir haben noch mehr Menschen nach ihrem Gefühl von Heimat gefragt: QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.

Kabale und Currywurst

Für die einen ist es ein Ort, für die anderen ein Gefühl: Heimat zu definieren ist gar nicht so einfach. Ein Versuch, dem Phänomen auf die Spur zu kommen.

Es ist schick, in Lederhosen und Dirndl aufs Oktoberfest zu gehen, sich Deutschland-Flaggen während der Fußball-EM ans Auto zu klemmen und Taschen mit Städteslogans mit sich herumzutragen. Heute ist es in, sich zu seiner Heimat zu bekennen. Aber was ist Heimat eigentlich? An einer eindeutigen Definition haben sich schon die bekanntesten Denker versucht. Die Meinungen sind widersprüchlich. Für Wilhelm von Humboldt ist wahre Heimat die Sprache. Der Heimatbegriff von Christian Morgenstern geht in dieselbe Richtung: „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern, wo man verstanden wird.“ Friedrich Schiller deutete in „Kabale und Liebe“ Heimat hingegen anders: „Wo meine Liebe ist, ist meine Heimat.“

Profi-Fußballer Bastian Schweinsteiger verbindet mit Heimat einen festen Ort. Mehrere ausländische Vereine haben ihn 2010 mit hoch dotierten Verträgen gelockt, doch Schweinsteiger verlängerte seinen Vertrag beim FC Bayern München um fünf Jahre. „Ich habe auf mein Herz gehört“, sagte er damals bei einer Pressekonzferenz. „Ich kenne die Angestellten und weiß, wo die Toiletten sind.“ Herbert Grönemeyer ist da anderer Meinung.

Er schmettert in seinem Lied „Heimat“: „Heimat ist kein Ort - Heimat ist ein Gefühl.“

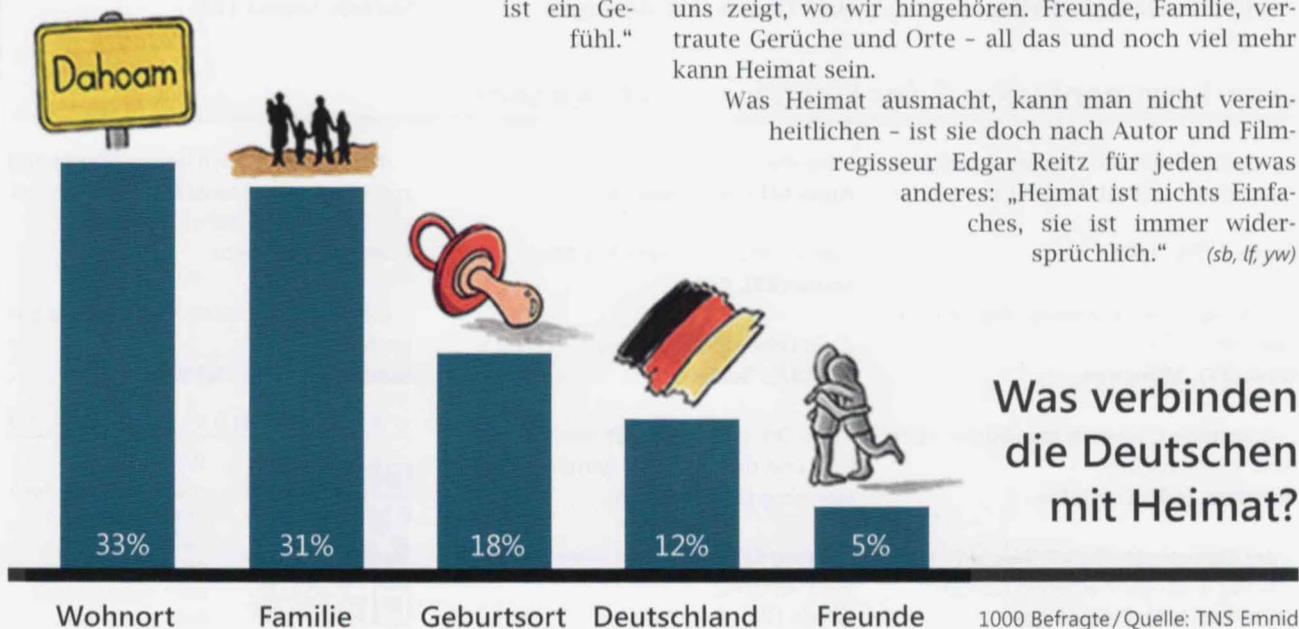
Ja, was denn nun? Es hat den Anschein, als sei es aufgrund der vielen Bedeutungen unmöglich, Heimat zu definieren. Für den einen ist es das Geschrei von Möwen, für den anderen die absolute Stille oder der Geruch von Currywurst und Abgasen.

In einer Emnid-Umfrage im März 2012 wurden tausend Deutsche gefragt, was sie mit Heimat verbinden. 33 Prozent betrachten ihren Wohnort als ihre Heimat, gleich dahinter folgt mit 31 Prozent die Familie. Nur 18 Prozent der Befragten sehen ihren Geburtsort als ihre Heimat.

Auffällig ist, dass es den Begriff „Heimat nur im Deutschen gibt - die meisten Sprachen haben kein Wort dafür. In Russland beispielsweise sagen die Menschen „rodina“, was sich grob in Vaterland übersetzen lässt. Die Italiener und Spanier kennen verschiedene Begriffe für „Vaterland“ - doch keiner davon ist mit dem deutschen Wort „Heimat“ gleichzusetzen. In Frankreich existiert nur „le pays natal“, also das Land, in dem man geboren ist. Selbst das englische „homeland“ ist keine treffende Übersetzung.

Auch wenn Menschen keine konkrete Bezeichnung dafür haben: Heimat existiert überall und spielt für alle eine wichtige Rolle. Gerade heute, da wir alle mobil sind, alles schneller und globaler wird, wächst die Sehnsucht nach Heimat. Etwas, das uns zur Ruhe kommen lässt, uns ein Gefühl der Sicherheit gibt und uns zeigt, wo wir hingehören. Freunde, Familie, vertraute Gerüche und Orte - all das und noch viel mehr kann Heimat sein.

Was Heimat ausmacht, kann man nicht vereinheitlichen - ist sie doch nach Autor und Filmregisseur Edgar Reitz für jeden etwas anderes: „Heimat ist nichts Einfaches, sie ist immer widersprüchlich.“ (sb, lf, yw)



Vorsprung durch Technik



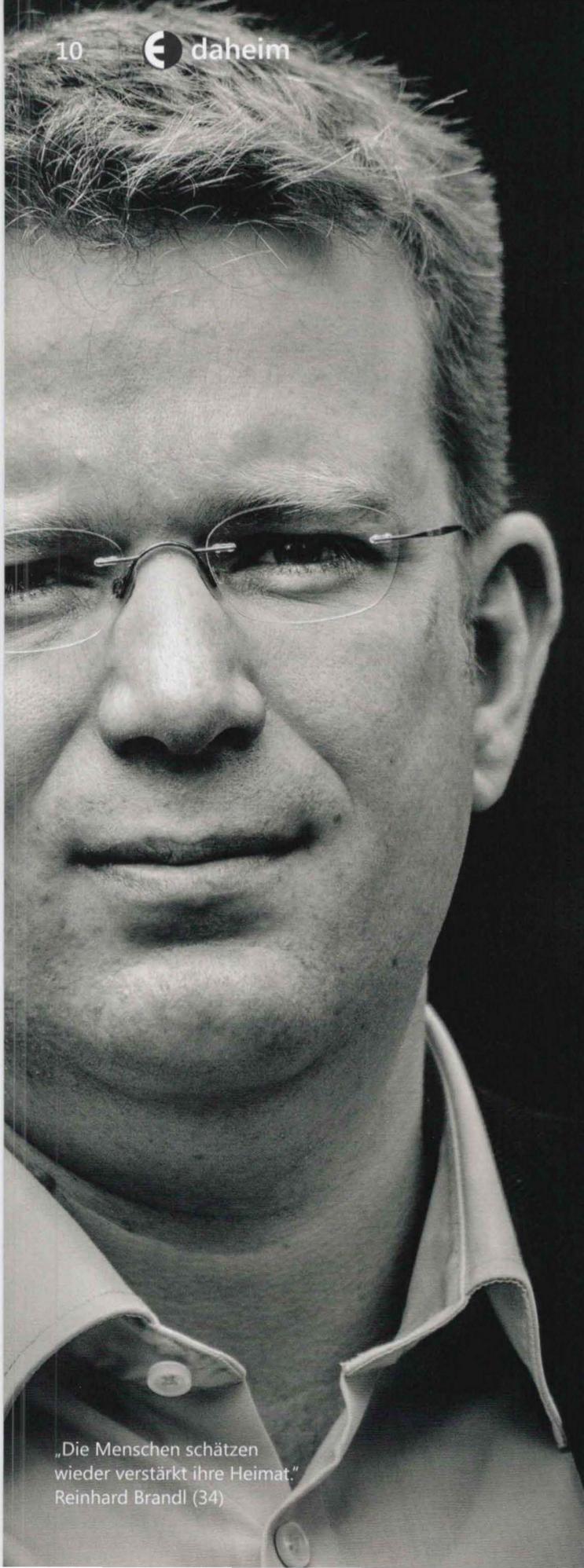
Wenn unsere Praktikanten bei Audi eine Karriere starten, bin ich so glücklich wie sie.

Jedes Jahr absolvieren etwa 1.200 Studenten ihr Praktikum bei Audi. Und mir liegt jeder Einzelne am Herzen. Deshalb freue ich mich besonders, wenn ich ehemalige Praktikanten wiedersehe. Zum Beispiel, wenn sie bei Audi als Trainee einsteigen. Für mich ist das eine enorme Motivation und Bestätigung.

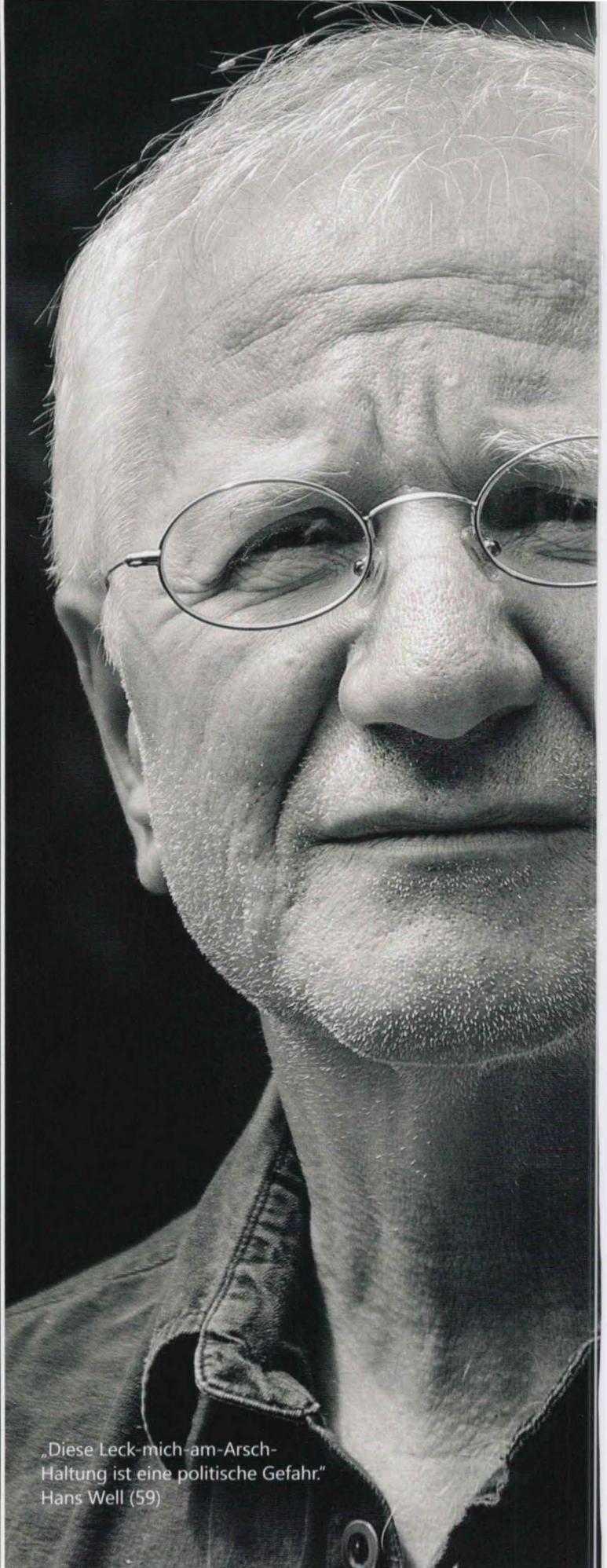
Alexandra Dulle
Personalmarketing
Studium: Betriebswirtschaftslehre



Mehr erfahren und selbst magische Momente erleben: www.audi.de/karriere



„Die Menschen schätzen
wieder verstärkt ihre Heimat.“
Reinhard Brandl (34)



„Diese Leck-mich-am-Arsch-
Haltung ist eine politische Gefahr.“
Hans Well (59)

Der Fahnenfluch

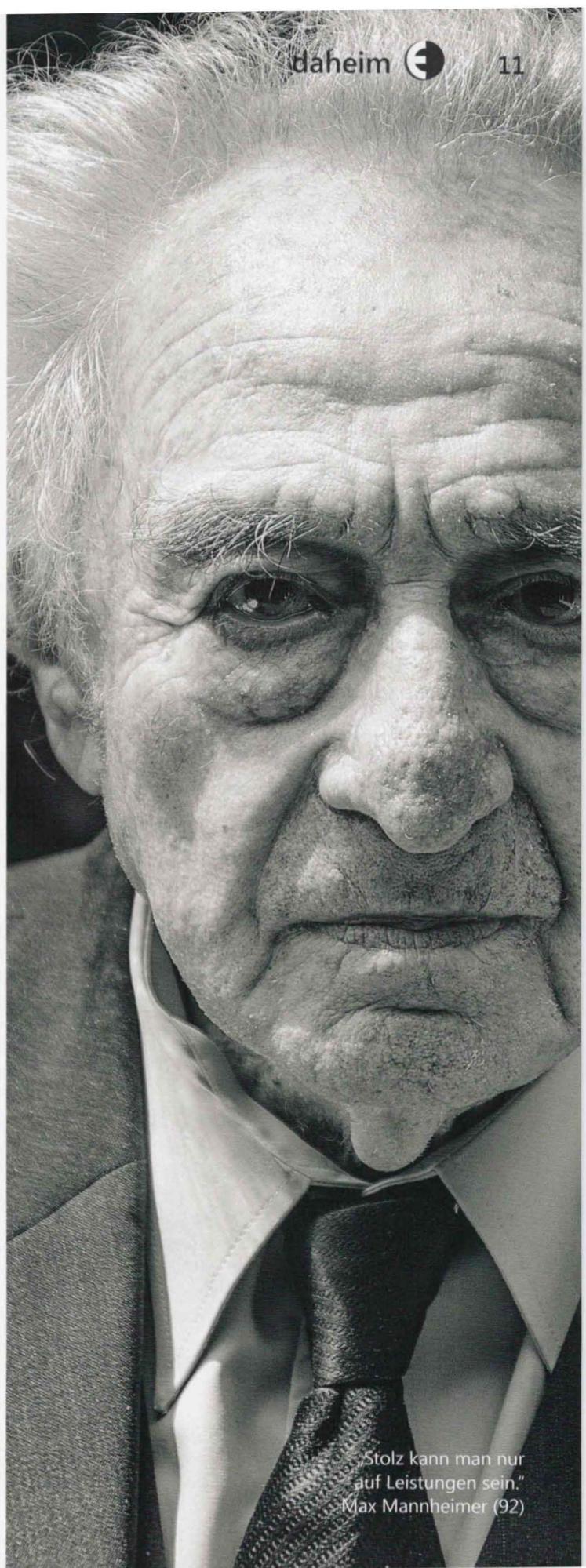
Stolz, Patriotismus, Nationalismus: Drei Männer aus drei Generationen diskutieren über unsere Heimat. Es geht um die Aufarbeitung der deutschen Geschichte und die neue Gefahr von rechts. Der Politiker Reinhard Brandl, Volksmusik-Satiriker Hans Well und der Holocaust-Überlebende Max Mannheimer im Gespräch.

*Text: Sabrina Bittl und Tamara Güclü
Fotos: Allan Riedel*

Während der Fußball-Europameisterschaft haben sich die Fans Schwarz-Rot-Gold auf die Wangen gemalt und Autos mit Fähnchen bestückt. Wie bei der WM 2006 wurden Nationalstolz und Heimatliebe öffentlich gezeigt. Wie beurteilen Sie das? Was verbinden Sie mit der deutschen Flagge?

Well: Der Schriftsteller Elias Canetti hat einmal gesagt: „Eine Fahne ist für mich sichtbar gemachter Wind.“ Ich finde das einen wunderschönen Satz. Die Deutschlandflagge bedeutet für mich drei Farben und Stoff, der sich im Wind bewegt.

Mannheimer: Ich sehe das alles sehr positiv. Wenn die WM in Israel stattgefunden hätte, wären die Fahnen auch dort zu sehen gewesen. Man muss



„Stolz kann man nur auf Leistungen sein.“
Max Mannheimer (92)

tolerant sein. Ein Bekenntnis zur Heimat ist etwas sehr Schönes, da ist überhaupt nichts Negatives dabei. Man hat eine Heimat, man ist verwurzelt. Nicht jeder ist ein Revolutionär wie Herr Well, der in die Details geht und sagt, dass das nur drei Farben sind. So weit würde ich nicht gehen.

Well: Ich habe zur deutschen Flagge einfach weniger Bezug als zur bayerischen. Aber ich stehe auch nicht stramm, wenn ich die bayerische Fahne sehe oder wenn sie aufgezogen wird. Auch das ist für mich nur ein Stoff. Den Bezug zur Heimat mache ich an ganz anderen Dingen fest wie etwa an Liedern, regionaler Sprache und Ausdrücken, die man in Ingolstadt oder Eichstätt vielleicht gar nicht mehr kennt.

Brandl: Dazu fällt mir ein Zitat von Franz-Joseph Strauß ein: „Bayern ist meine Heimat, Deutschland mein Vaterland und Europa meine Zukunft.“

Well: Was heißt denn Vaterland? Mein Vater hat kein Land. Er war kein Bauer oder Gutsherr.

Brandl: Moment, das kann man jetzt diskutieren, was mit dem Begriff Vaterland gemeint ist. Mit Deutschland verbinde ich auch nicht dieses totale Heimatgefühl, bei Bayern ist das Emotionale bei mir viel stärker. Da stimme ich Ihnen, Herr Well, vollkommen zu.

Well: Ich möchte hinzufügen: Nationalismus ist für mich eine Ausuferung. Aber Deutschland zugehörig fühle ich mich trotzdem. Ich identifiziere mich mit der deutschen Verfassung. Religionsfreiheit oder der Schutz von Minderheiten – das ist ein hohes Gut. Wenn schon stolz, dann bitteschön auf so etwas!

Brandl: Da bin ich voll Ihrer Meinung.

Well: Das ist ja schon rufschädigend, wenn Sie immer meiner Meinung sind (lacht).

Brandl: Im Vergleich zu den meisten anderen Ländern dieser Welt hat es Deutschland geschafft, eine stabile Demokratie und ein stabiles Gemeinwesen aufzubauen. Das ist eine Errungenschaft, auf die wir stolz sein können. Und das Symbol dieses Staates sind eben diese Fahne und die Farben Schwarz-Rot-Gold. Mich hat es sehr gefreut, dass die Menschen durch die WM 2006 endlich ein unverkrampftes Gefühl und ein entspanntes Verhältnis zu ihrem eigenen Land entwickelt haben.

Ist Deutschland gleichzusetzen mit Heimat? Oder ist Heimat etwas ganz anderes?

Brandl: Ich kann natürlich nicht für alle Menschen Heimat definieren. Für mich ist die Heimat Eitensheim. Das ist der kleine Ort, in dem ich aufgewachsen bin und

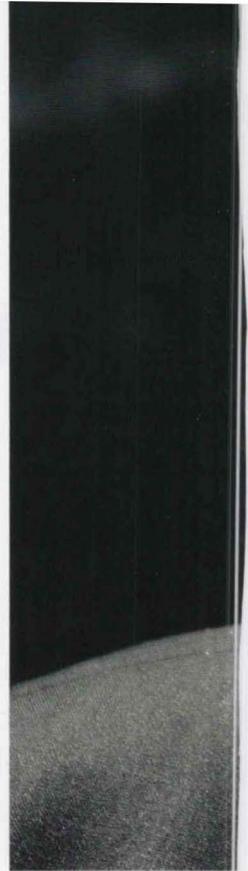
Max Mannheimer, geboren 1920 im tschechischen Neutitschein. 1943 wurde er mit seiner Familie wegen ihres jüdischen Glaubens ins KZ Theresienstadt deportiert. Mannheimer überlebte als Einziger die Konzentrationslager Auschwitz, Warschau und Dachau. 1945 wurde er von den Amerikanern befreit. Seit über 25 Jahren ist Max Mannheimer an deutschen Schulen unterwegs, um über die Schrecken des Nationalsozialismus zu berichten. Heute lebt er in der Nähe von München.

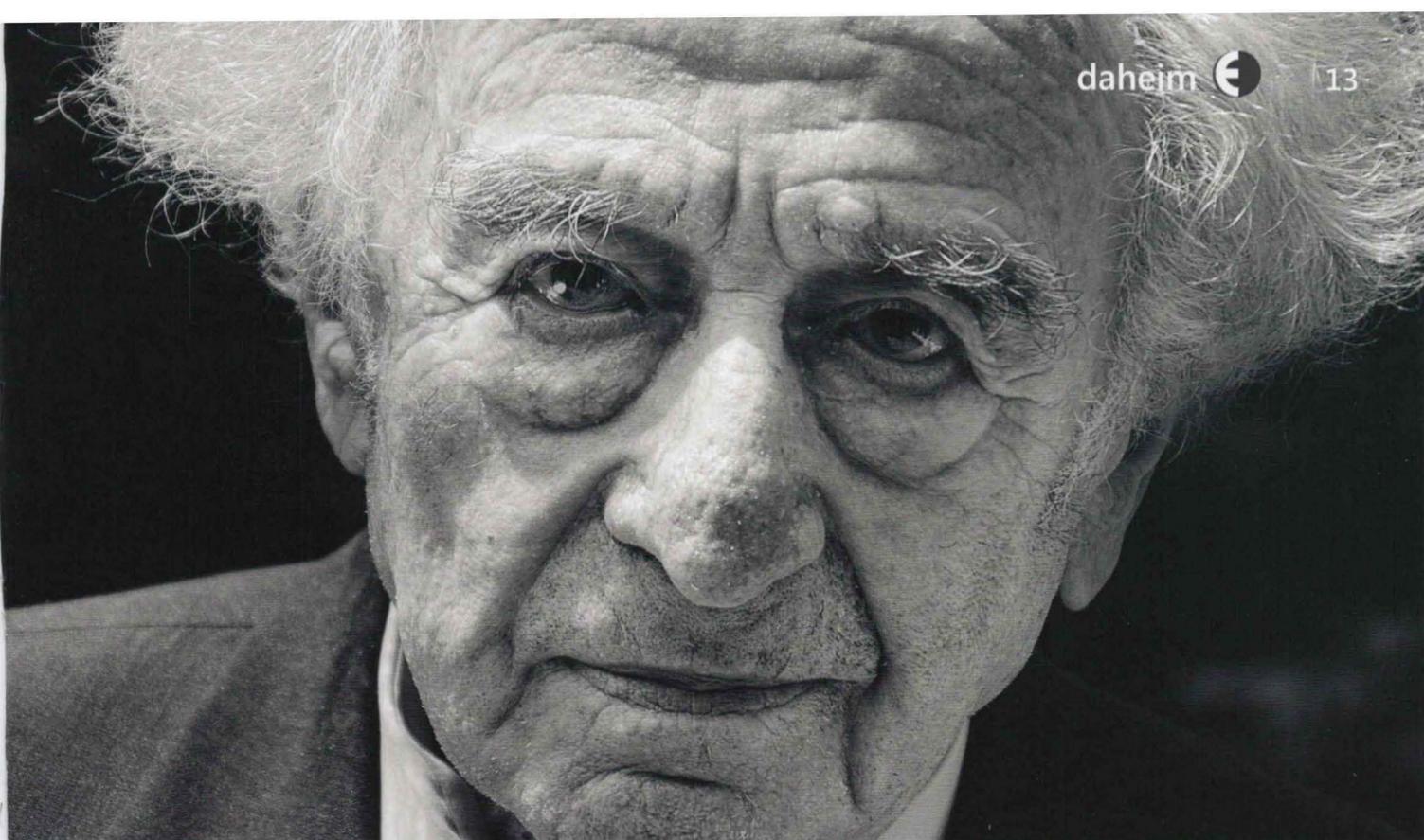
jetzt wieder lebe. Dort sind Sozialstrukturen vorhanden, die ich kenne. Und die Menschen dort kennen mich seit meiner Kindheit. Damit entsteht eine Vertrautheit, die mir wahrscheinlich kein anderer Ort so schnell geben könnte. Selbst wenn ich irgendwann aus irgendeinem Grund woanders leben würde.

Mannheimer: Da ich in der Tschechoslowakei geboren wurde, betrachte ich sie immer noch als meine Heimat. Ich hatte dort eine glückliche Jugend mit vielen schönen Erinnerungen. Mir ging es gut, bis die Nazis das Sudetenland besetzt haben. Als ich 1945 aus dem KZ befreit wurde, habe ich mir geschworen, Deutschland zu verlassen und es nie mehr zu betreten. Ich wollte nicht in einem Land leben, in dem Menschen wegen ihrer Religion in Gaskammern ermordet wurden. So ging ich zurück in meine tschechische Heimatstadt Neutitschein. Dort traf ich eine junge Deutsche, die während des Krieges im Widerstand war und verliebte mich in sie. Sie versicherte mir, dass Deutschland, nach allem was passiert war, ausgezeichnete Chancen habe, eine Demokratie zu werden. So war ich trotz meines Schwurs am 7. November 1946 wieder in diesem Land, dessen Boden ich nie mehr betreten wollte. Ich habe noch nirgendwo so lange gelebt wie hier in Deutschland – aber trotzdem ist Deutschland nicht meine Heimat.

Wie definieren Sie Heimat, Herr Well?

Well: Ich verbinde Heimat mit Alltäglichem, wie etwa mit Sprache. Bei uns redet man in fast jedem Dorf anders.





Das ist ein Ausdruck von Vielfalt und Reichtum. Heimat hat auch viel mit Traditionen zu tun. Herr Brandl, Sie kommen wie ich aus einem Dorf. Ein Dorf hat eine Geschichte, eine Tradition und ein Erbe. Es gibt dazu einen schönen Spruch: „Man sollte historisch denken, um sich gegen einen dumpfen Traditionalismus zu wehren und liberal, um das Erbe zu retten.“ Das bringt es auf den Punkt. Aber heute sterben Dörfer aus, sie werden von innen her zerstört. Dieser Mikrokosmos, das Überschaubare – das verändert sich immer mehr in eine anonyme Welt. Das ist für mich das Gegenteil von Heimat. Um die Heimat zu lieben, muss man einen Bezug dazu haben. Doch wie soll bei all dem, was da an gesichtslosen Industriehallen gebaut wird, eine Liebe zur Heimat heranwachsen? Wenn ich mir nur mal das Factory-Outlet-Center in Ingolstadt ansehe: Da kommt mir, ehrlich gesagt, das Kotzen. Dieser Landschaftsverbrauch, der da ungeniert betrieben wird und der vor allem durch die CSU begünstigt wird, ist für mich ganz entsetzlich.

Brandl: Ich sehe das gar nicht so politisch.

Well: Das sind aber politische Entscheidungen.

Brandl: Ich mache den Begriff Heimat nicht an politischen Infrastrukturentscheidungen fest. Es ist interessant, dass Sie den Begriff so stark an die dörfliche, bayrische Kultur binden.

Well: Ich komme von dort. Ich glaube, dass auch viele Städter noch einen Bezug zu den Dörfern haben, aus

denen sie stammen. Deswegen finde ich Strukturen so wichtig. Das ist für mich echte Heimat. Ein Lebensraum, den die Menschen haben, der überschaubar ist und der den Leuten Identifikation bietet. Das hat viel mit den konkreten Verhältnissen zu tun: ob die alten Leute im Ort einkaufen können oder ob sie mit dem Auto irgendwo hinfahren müssen.

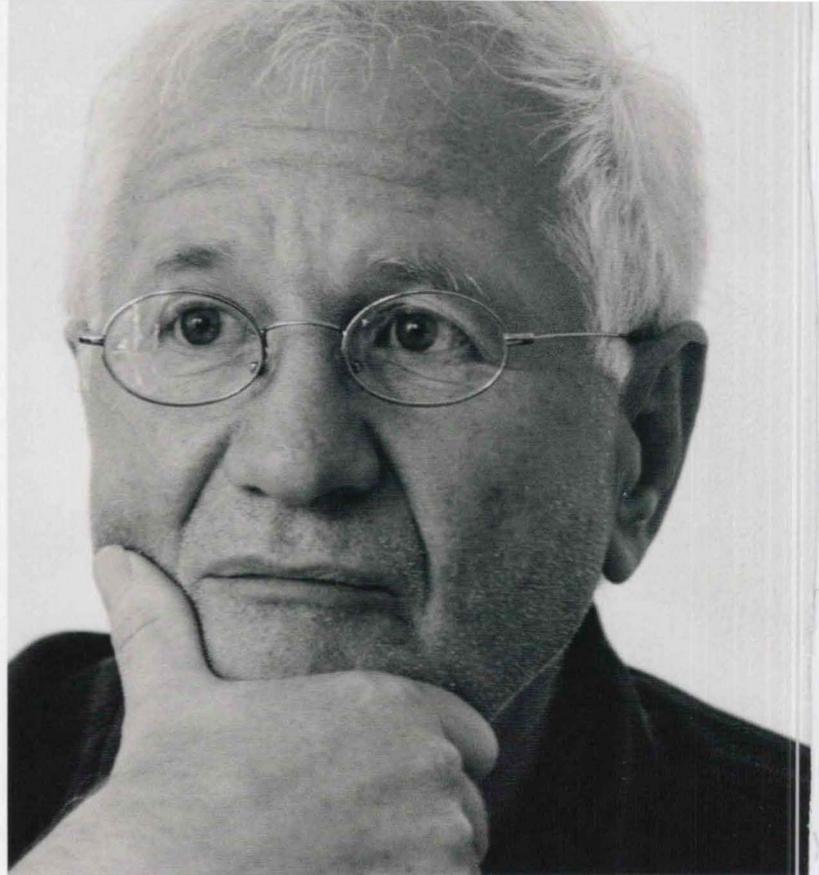
Brandl: Zu meinem Wahlkreis gehören die Landkreise Eichstätt und Neuburg-Schrobenhausen sowie Ingolstadt. Ich behaupte, dass ich die Strukturen dort ganz gut kenne, und ich sehe natürlich die Probleme, die Sie ansprechen. Aber wir müssen Arbeitsplätze vor Ort schaffen, damit die Leute dort eine Perspektive haben.

Well: Sie vernichten sie damit. Mit den Gewerbegebieten wird die Einzelhandelsstruktur der Dörfer zerstört. Billigarbeitsplätze in Baumärkten erzeugen kein Heimatgefühl. Heute sind nicht mehr Deutschlandflaggen von Bedeutung, sondern es sind die Banner der großen Handelsketten. Edeka, Obi, XXL-Lutz – solche Fahnen überziehen das Land. Das Ergebnis einer gewerbegeilen Politik.

Mannheimer: Sie sind leider nicht up-to-date. Sie möchten dieses Beschauliche und Betuliche erhalten. Aber das ist Vergangenheit. Das müssen Sie vergessen. Man kann den Fortschritt nicht aufhalten. Sie können machen, was sie wollen. Sie können höchstens noch davon träumen.

Brandl: Ich empfinde das alles gar nicht so negativ. Ich erlebe im Moment sogar eine Art Gegenbewegung. Die

Hans Well, geboren 1953 in Willprechtzell. Mit seinen Brüdern Christoph und Michael gründete er 1976 die Band „Biermösl Blosn“, die sich auf bayerische Volksmusik mit politischen und satirischen Texten spezialisiert hat. Angriffsfläche dafür bot ihnen vor allem die CSU. Im Januar 2012 gab die Band ihr letztes Konzert, seitdem geht sie getrennte Wege. Well lebt mit seiner Familie in Türkenfeld im Landkreis Fürstentfeldbruck.



Menschen schätzen wieder verstärkt ihre Heimat. Das zeigt sich mir in dem Wunsch, alte Kfz-Kennzeichen wiedereinzuführen. Bis zur Gebietsreform gab es lauter kleine Gebietseinheiten. Alle hatten ihr eigenes Kennzeichen. Und jetzt wollen sich gerade junge Leute auf diese Weise wieder mit ihrem Heimatort identifizieren.

Well: Aber das ist doch eine reine Symbolheimat. Für mich spielt es keine Rolle, welcher Ort auf einem Auto-Kennzeichen steht. Nach außen hin geben sich die Leute traditionell und heimatlich. Aber trotzdem billigen sie Strukturen, die ihre Heimat zerstören. Ich wünsche mir, dass sich gerade junge Menschen mehr dafür interessieren, was mit ihrer Umwelt und Zukunft passiert. Eine vollkommen unpolitische Leck-mich-am-Arsch-Haltung ist eine große politische Gefahr.

Worin genau liegt die politische Gefahr?

Well: Eine Demokratie ohne Demokraten, die sie ausfüllen, ist keine Demokratie. Demokratie bedeutet Verantwortung und funktioniert nicht mit Demokrattlern. Das politische Desinteresse ist unglaublich gefährlich, weil es einen Nährboden bietet für populistische Scheißparolen – vor allem in die rechte Richtung.

Brandl: Ich sehe das ähnlich. Die Leute interessieren sich nicht, weil sie sich nicht richtig mit der Politik identifizieren können. Es interessiert sie nur, solange sie direkt davon betroffen sind. Das große Ganze kümmert sie nicht. Darin sehe ich eine Gefahr für die De-

mokratie. Mit der sinkenden Wahlbeteiligung steigt die Gefahr, dass rechts- oder linksextreme Gruppen gestärkt werden...

... wie etwa der Erfolg der NPD in Teilen Deutschlands zeigt. Sollte diese Partei verboten werden?

Brandl: Wenn man sich sicher sein kann, dass die NPD am Ende wirklich verboten wird, dann sollte man sich für ein Verbot aussprechen. Wenn aber das Verbot erneut scheitert, dann entwickelt die NPD eine Mentalität nach dem Motto: „Seht her, ihr könnt uns nichts.“ Sie würde sich als Sieger fühlen, und das würde aus meiner Sicht zu einer Aufwertung dieser Partei führen.

Mannheimer: Ich bin mittlerweile auch skeptisch, wie man mit den Radikalen umgehen soll. Bis vor kurzem habe ich noch ein Verbot gefordert. Aber sie können nicht verboten werden. Sie sind zu geschickt, umschiffen alle Klippen und sind nicht wegzubringen. Wir bezahlen Leute aus Steuergeldern, die ein Regime nach Hitlers Vorbild errichten möchten – das ist das Tragische. Und man kann sich dagegen nicht wehren.

Well: Das NPD-Verbot hat zwei Seiten. Einerseits sind die Aktivitäten leichter kontrollierbar, wenn nicht alles im Verborgenen abläuft. Andererseits dreht es doch jedem, der auch nur ein bisschen die Bilder aus der Nazizeit kennt, den Magen um, wenn man solche Parolen hört und diese Aufmärsche sieht.



Reinhard Brandl, geboren 1977 in Ingolstadt. Nach Abitur und Wehrdienst studierte er Wirtschaftsingenieurwesen in Karlsruhe und im französischen Grenoble. 2009 gewann Brandl bei der Bundestagswahl das Direktmandat im Wahlkreis Ingolstadt mit 57,2 % der Erststimmen. Er ist Mitglied des Verteidigungsausschusses und des Unterausschusses Neue Medien. Brandl lebt in Eitensheim, in der Nähe von Ingolstadt.

Wie soll man dann gegen Rechtsextremismus vorgehen? Wie kann man junge Menschen davon abhalten, sich solchen Gruppen anzuschließen?

Mannheimer: In Leipzig gibt es die meisten Nazis, und die melden immer wieder Aufmärsche an. Doch es haben sich so viele Gegner organisiert, dass die Polizei aufgrund ihres Personalbestandes nicht in der Lage ist, die Gruppen auseinander zu halten. Deshalb wurden alle Aufmärsche und Demonstrationen verboten. So konnten die Nazis nicht marschieren. Lustige Sache! Es ist positiv, dass sich so viele Leute melden und gegen Rechts protestieren. Das ist die einzige demokratische Waffe gegen diese Leute. Und zu der Frage, wie man verhindert, dass junge Menschen ins rechte Lager abdriften: Dafür gibt es die Kirchen, Sportverbände und Jugendorganisationen. Man muss versuchen, diese fehlgeleiteten jungen Menschen wieder in die Gesellschaft zurückzuholen. Wenn jemand einen Massenmörder wie Adolf Hitler verehrt, dann ist das doch asozial.

Well: Das Rezept ist, dass man an den Schulen aufklärt. Zum Beispiel, indem Überlebende aus der Zeit des Nationalsozialismus, wie etwa Herr Mannheimer, an die Schulen gehen. Geschichte besteht aus Geschichten. Wenn die Schüler ein Gefühl entwickeln für die Brutalität des Nationalsozialismus, dann gehen sie ganz anders mit der Diskriminierung von Ausländern um. Geschichte ist daher genauso wichtig wie Mathematik oder Deutsch.

Mannheimer: Der Geschichtsunterricht heute ist wunderbar. Das war nicht immer so. In den Fünfzigerjahren habe ich für ein jüdisches wissenschaftliches Institut Geschichtsbücher in New York gekauft. Man muss bedenken: Der damalige bayerische Kultusminister Theodor Maunz war ein Nazi, der noch nach seiner Emeritierung unter Pseudonym für die DVU Artikel geschrieben hat. Wie kann man da erwarten, dass der sich für die Aufarbeitung der Geschichte einsetzt? Erst durch die Pensionierung der Alt-Nazis kam eine neue Generation hoch. Daher begann man erst ab den Siebzigerjahren, sich ernsthaft in den Schulen mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Herr Well, wie haben Sie die Aufarbeitung der deutschen NS-Vergangenheit erlebt?

Well: Nach dem Krieg war die NS-Zeit kein Tabuthema in meiner Familie. Aber man war nach wie vor deutschnational eingestellt und durch die Hitlerzeit geprägt. Erst mit der Bewegung der Achtundsechziger - da war ich 14 Jahre alt - hat sich die Gesellschaft langsam gewandelt. Man hat sich zum ersten Mal ernsthaft mit dem Thema Nationalsozialismus auseinandergesetzt. Diese Auseinandersetzung war teils brutal, denn die eigene Elterngeneration war ja involviert. Ich habe damals oft meinem Vater vorgehalten: „Du hast doch eine humanistische Bildung genossen - wie konntest du nur bei sowas mitmachen?“ Von unglaublich pädagogischer Wucht waren für mich die Majdanek-Prozesse, die ich als Jugendlicher im Fernsehen sah. 36 Stunden Auf-



Angeregte Diskussion:
Mannheimer, Well und Brandl
im Gespräch mit Einsteins.

zeichnung – ohne Kommentar. Man hat nur gehört, was die Angeklagten beim Prozess gesprochen haben. Die haben sich selbst gerichtet.

Besteht die Gefahr, dass es eines Tages wieder ein braunes Deutschland gibt?

Mannheimer: Die Gefahr ist sicherlich nicht ausgeschlossen. Wir sehen ja, in wie vielen Ländern der Welt auch heute noch Menschen ermordet werden, jeden Tag. Ich glaube, es gibt derzeit fünfzig Kriege. Da hat man das Gefühl, die haben aus der Vergangenheit nichts gelernt.

Well: Ich glaube, die Menschheit – nicht nur die Deutschen – ist zu so etwas immer wieder in der Lage. Totalitarismus, jede Form von Rassismus und Intoleranz in seiner aggressivsten Form sind grundsätzlich immer möglich. Gerade wenn die Leute ein starkes Gefühl der Ungerechtigkeit empfinden und sich die ökonomischen Verhältnisse drastisch verschlechtern, steigt die Gefahr der Radikalisierung.

Brandl: Ich denke, dass wir in Deutschland gut aufgestellt sind, sodass wir kurzfristig keinen extremistischen Tendenzen ausgesetzt sind – abgesehen von den Wahlergebnissen in einzelnen Bundesländern. Aber in der Breite glaube ich das nicht. Trotzdem sollte man jede Tendenz in diese Richtung entschieden bekämpfen.

Können wir auf Deutschland stolz sein? Kann man im Zusammenhang mit einem Land überhaupt von Stolz sprechen?

Mannheimer: Stolz kann man nur auf Leistungen sein. Ich werde oft gefragt, ob ich stolz bin, ein Jude zu sein. Und ich sage: überhaupt nicht. Man kann nur auf

Leistungen stolz sein. Was mir am besten gefallen hat, war ein Niederbayer, ein Farbiger, der ein T-Shirt getragen hat, auf dem stand: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein.“

Well: Das sollte eigentlich normal sein, aber wir lachen darüber.

Mannheimer: Mich freut es zum Beispiel, dass Cem Özdemir der Vorsitzende einer Partei ist. Das ist für mich Integration.

Well: Es war Bundespräsident Gustav Heinemann, der auf die Frage, ob er sein Vaterland liebe, geantwortet hat, er liebe nicht den Staat, sondern seine Frau. Für mich ist der Ausdruck „Stolz“ nicht unbedingt etwas Positives. Stolz bin ich eigentlich nicht. Ich fühle mich zugehörig. Ich finde es aber äußerst beeindruckend, dass ich heute mit dem Herrn Mannheimer am Tisch gesessen bin. Da werden meine Kinder, die ihn von der Schule her kennen, sagen: „Da schau her: der Papa, Respekt!“

Brandl: Ich habe ein unverkrampfteres Verhältnis zum Begriff Stolz. Ich finde es einen tollen Satz, dass man nur auf Leistungen stolz sein kann. Das werde ich mir merken. Wenn ich den Satz auf Deutschland beziehe, dann bin ich stolz darauf, wie meine Vorgängergeneration das Land nach dem Krieg wieder aufgebaut und zu dem gemacht hat, was es heute ist. Sowohl in Bezug auf unsere politischen Strukturen als auch auf die Wirtschaftlichkeit und den Wohlstand. Ich finde, das ist schon etwas Tolles. Auf diese Errungenschaften kann man als Nation stolz sein – auch wenn man als Einzelner vielleicht nur einen winzigen Teil dazu beigetragen hat.

Mitarbeit: Allan Riedel, Dhala Rosado

Zugvogel oder Nesthocker?

Mache den Einsteins-Test und finde heraus, welcher Heimattyp du bist.

1. Wann fühlst Du Dich heimisch?

- A Wenn ich bei Menschen bin, die mir wichtig sind. Dann vermisse ich nichts.
- B Solange ich mich wohl fühle, bin ich überall auf der Welt daheim.
- C Beim Blick in mein Kinderzimmer.

2. Wenn Du für immer auswandern müsstest, was würdest Du mitnehmen?

- C Mein Fotoalbum.
- B Laptop und Handy.
- A Wieso sollte ich auswandern?

3. Ein Feuer vernichtet Deine Wohnung – was ist Dein erster Gedanke?

- A Schade, aber ich suche mir auf jeden Fall etwas Neues in der Nachbarschaft.
- B Egal. Hauptsache die Versicherung zahlt ordentlich. Vom Geld kaufe ich mir ein Wohnmobil und haue ab.
- C Oh nein, die ganzen Erinnerungen!

4. Deine ehemaligen Klassenkameraden laden Dich zum Grundschultreffen ein – wie reagierst du?

- B Nur um mir anzuhören, dass Inges Tochter hochbegabt ist? Ohne mich!
- C Ich liebe es, in Kindheitserinnerungen zu schwelgen! Außerdem kann ich endlich mal wieder meine Eltern besuchen, ist ja schon zwei Wochen her.
- A An dem Tag ist Kegelabend beim Wirt. Das hat natürlich Vorrang.

5. Du planst einen langen Sommerurlaub – wie gehst Du vor?

- B Wohnwagen mieten und das Abenteuer kann beginnen!
- A Ich suche mir ein schönes Strandhotel am Meer. Nach drei Wochen in der Sonne reicht es dann aber auch wieder.
- C Ab an die Ostsee. So wie früher in den Urlauben mit Mama und Papa.

6. Wie sieht es mit Deiner Heimat aus?

- C Der schönste Fleck auf der Welt.
- A Da, wo Freunde und Familie sind.
- B Dort, wo ich wunschlos glücklich bin.

7. Wann hast Du Heimweh?

- B Heimweh? – Kenn ich nicht!
- C Wenn ich den Geruch von frisch gemähtem Gras in die Nase bekomme. Das erinnert mich an frühere Zeltlager.
- A Wenn ich meine Liebsten schon lange nicht mehr gesehen habe.

8. Wie sieht Dein perfektes Zuhause aus?

- A Ein riesiges Traumschloss am Meer, in dem all meine Freunde und meine Familie zusammen wohnen können.
- B Ein Haus auf Rädern, das ich immer dort hinfahren kann, wo ich gerade will.
- C Ich würde ein Haus auf die Wiese bauen, auf der ich als Kind gespielt habe.

Testergebnis

Der Buchstabe, den Du am häufigsten angekreuzt hast, verrät, welcher Heimattyp Du bist.

A) Der Gesellige:

Du brauchst ein festes Zuhause, einen Ort, an dem Du Dich zurückziehen kannst und den Du kennst. Allerdings macht nicht der Ort an sich Heimat für Dich aus. Du fühlst Dich dort deshalb so wohl, weil Du Menschen in Deiner Nähe hast, die Dir wichtig sind.



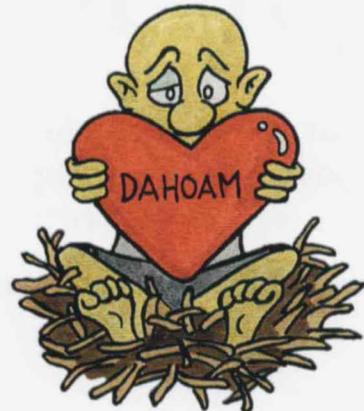
B) Der Zugvogel:

Du fühlst Dich überall Zuhause, egal wo Du gerade bist. Wichtig ist Dir nur, dass Du Dich wohl fühlst – das kann in einer Villa in Beverly Hills oder in einem Wohnmobil an der holländischen Grenze sein. Du beschränkst Heimat nicht auf Orte oder Menschen. Heimat ist für Dich, glücklich zu sein und Dich wohl zu fühlen.



C) Der Nesthocker:

Du fühlst Dich nur dort wirklich heimisch, wo Du aufgewachsen bist. Deine Heimat liegt in Deiner Kindheit und in den schönen Erinnerungen daran. Du hast zwar kein Problem damit, weit weg von Deiner Heimat zu leben, jedoch zieht es Dich immer wieder dorthin.



Idee: Theresa Lambeck / Illustration: Korbinian Eisenberger



Anziehend oder anzüglich? Nicht jeder Städte-Slogan erreicht automatisch seine erwünschte Wirkung.

Sprücheklopfer

Jeder hat ein anderes Bild vor Augen, wenn er an seinen Heimatort denkt. Mit Logos und flotten Slogans versuchen sich immer mehr Städte ein Wunsch-Image zu verpassen. Doch nicht alles kommt gut an.

Text: Florian Lange, Katrin Schmermund, Maximilian Schramm und Meike Weinzierl / Fotos: Allan Riedel

Billig! Eiswerbung! Meer-schweinchenrosette! So vernichtend fiel die Kritik der lokalen Kreativ-Szene aus, als im Sommer 2012 das neue Logo für die Region Stuttgart vorgestellt wurde. Der Entwurf einer Berliner Agentur sollte Stuttgart als touristische Marke greifbar machen, stattdessen löste er einen Proteststurm aus. Zwei Dinge störten die Stuttgarter: das Design und vor allem die 200 000 Euro, die sein Entwurf verschlungen hatte. Der Szene-Blog „kessel.tv“ rief sogar zu einem eigenen Wettbewerb auf. Die Blogger wollten zeigen, dass es möglich ist, auch ohne großes Budget ein gutes Logo zu gestalten. Die Tourismuswerber reagierten auf den öffentlichen Druck. Der Vorschlag aus Berlin verschwand in der Schublade. Beim zweiten Anlauf bekam eine Hamburger Agentur den Zuschlag: Zwei Sprechblasen bilden zusammen ein stilisiertes „S“. Der Slogan: „Region Stuttgart – spricht für sich“. Der Aufschrei blieb diesmal aus, begeistert waren die Stuttgarter trotzdem nicht.

Viel Ärger um eine Sache, die kaum Beachtung findet. Wer jetzt denkt, „typisch, die Stuttgarter sind doch gegen alles“, liegt falsch. Städtelogos und ihre Slogans sind generell umstritten. Trotzdem glauben immer mehr Kommunen, ihre Einzigartigkeit betonen zu müssen. Berlin soll schon 1955 „eine Reise wert“ gewesen sein, Chemnitz ist angeblich die „Stadt der Moderne“. Und wer die „Stadt der Sinne“ besuchen will, muss nach Laatzen in Niedersachsen.

Ob die Slogans nun einen wahren Kern haben oder nicht, in jedem Fall steckt eine Menge Arbeit und Geld dahinter. Bis in den sechsstelligen Bereich reichen die Kosten. Marketingprofis zerbrechen sich die Köpfe darüber, wie man einer Stadt ein möglichst pfiffiges Image verpasst. Doch warum das Ganze?

Wieso reduzieren die Städte ihre jahrhunderte alte Geschichte auf ein paar mehr oder weniger markante Worte?

„Viele Städte glauben, es sei mit einem lustigen Slogan und einem netten Bild getan“, sagt Joachim Vossen, Leiter des Instituts für Stadt- und Regionalmanagement in München. Seit Jahren arbeitet der Stadt- und Wirtschaftsgeograph Marketingkonzepte für deutsche Städte und Regionen aus. Sein Team besteht aus Geographen, Designern und Betriebswirtschaftlern. Der Slogan ist für ihn nur das i-Tüpfelchen am Ende eines strategischen Marketingprozesses, der je nach Größe der Stadt bis zu einem halben

Jahr dauern kann. „Zu einem guten Slogan gehört es, dass im Kopf der Menschen ein Bild entsteht“, sagt Vossen.

Jeder kennt New York, „die Stadt, die niemals schläft“ und Paris, „die Stadt der Liebe“. Hattingen im Ruhrgebiet titelt mit „Hattingen hat's“. „Das hat absolut keine Aussage. Vor Hattingen hatten's bestimmt schon zehn andere Städte“, sagt Vossen. Selbst die Einwohner scher-

zen: „Hattingen hat's nötig.“ Das Problem ist die fehlende Glaubwürdigkeit. „Es bringt rein gar nichts, aus einem kleinen idyllischen Städtchen eine Szene-Metropole machen zu wollen“, sagt Vossen. „Dann arbeitet man lieber die Vorzüge der Kleinstadt aus – auch die hat eine Identität.“

Ob es die bayerische Landeshauptstadt geschafft hat, mit ihrem Slogan glaubwürdig zu sein, darüber kann man streiten. Anlässlich der Weltmeisterschaft 2006 wollte sich München neu präsentieren. Eine Marketingkampagne mit Plakaten und Imagefilm schwappte über die Stadt, um jedem zu sagen: „München mag dich!“. Oder gleich international: „Munich loves you!“. Wortwahl und Design erinnern stark an den berühmten „I love New York“-Schriftzug und an die T-Shirts mit dem roten Herz, die sich inzwischen jedes Provinznest drucken lässt. Doch das ist „emotional, modern und vielseitig“ – sagt zumindest Wolfgang Nickl vom Referat für Arbeit und Wirtschaft der Stadt München.

Das Herz im Logo der Stadt erscheint je nach Bedarf als Fußball, als Lebkuchenherz mit Kinderkarussell oder in Gold zum 850. Geburtstag der Stadt. Sogar wenn der Papst kommt, funktioniert es – mit



Besser? Bei diesem Logo hätte es zwar keine Proteste, begeistert waren die Stuttgarter immer noch nicht.



Hannover und Nürnberg zieren sich

Hannover hat keinen Slogan. Und das ganz bewusst. Die Landeshauptstadt Niedersachsens hat mit „Hannover hat's drauf“ vor zehn Jahren ihr letztes Stadtmotto zu Grabe getragen. Nicht aus Mangel an neuen Ideen, sondern aus Überzeugung: „Hannover – das ist eine Stadt, die man erklären muss“, sagt Hans Nolte, Geschäftsführer der „Hannover Marketing und Tourismus GmbH“. Und das gehe nun einmal nicht in wenigen Worten. Die Nürnberger halten es auch eher schlicht. Nürnberg – die Dürer-Stadt. Nürnberg – die Frankenmetropole. Nürnberg – wir machen die Bratwurst. Es gibt viele Möglichkeiten. Trotzdem verzichten die Mittelfranken auf einen Slogan. Der wäre für das Stadtmarketing nur dann sinnvoll, wenn er den Kern der Stadt trifft. Aber wo liegt dieser Kern? Nürnberg – das ist der Christkindlesmarkt, das ist der „Club“, das ist Rock im Park. Bevor man einen der vielen Aspekte ausklammert, verzichtet man in Nürnberg lieber gleich auf einen Slogan.



der Münchner Mariensäule vor weiß-blauem Himmel. Und genau das ist der Punkt: Es funktioniert. Doch ist es wirklich emotional? Hat bei diesem funktionalen Marketingkonzept überhaupt jemand an die Münchner gedacht?

Eine Liebeserklärung an Einheimische und Gäste sollte es sein. Doch eingefleischte Münchner bevorzugen einen anderen Slogan: „München - Weltstadt mit Herz“. Das ehemalige Motto stammt aus der Feder einer Münchner Sekretärin. 1962 gewann sie einen Wettbewerb und durfte ihrer Stadt einen Slogan verpassen, der sich Jahrzehntlang hielt.

Mittlerweile werden Emotionen in den Büroräumen von Werbeagenturen erzeugt - in der Welt des Managements. Für die „Imagepflege“ sollen sich Städte eine „Corporate Identity“ geben. Alles unter strenger Aufsicht eines „City-Managers“, der das „Controlling“ und das „Stadt-Behaviour“ überwacht. Der Jargon passt auf den ersten Blick besser zu einem Großunternehmen. Doch auch Städte unterliegen mittlerweile den Gesetzen des Marktes. Und auf einem freien Markt herrscht Wettbewerb. Bürger und Unternehmen sind Kunden, Städte sind die Unternehmen. Sie versuchen, ihre Produkte - Museen, Restaurants und Gewerbeflächen - an den Mann zu bringen. Da die Kundenschaft aber einem unüberschaubaren Angebot gegenüber steht, muss sich das Unternehmen Stadt von der Masse abheben. Ob nun Groß- oder Kleinstadt - das Prinzip ist dasselbe: Man will sich möglichst gut verkaufen. Das klappt am besten mit einer Marke, die im Kopf bleibt und einem „Image“, das mit klaren Merkmalen verbunden ist. Das ist der Grund, warum man in Mannheim „im Quadrat“ lebt und „Bremen erleben“ soll. Neben den Geschäftsinteressen bleibt nicht viel Platz für Stadttromantik. Mag uns München in Wirklichkeit gar nicht?

Fest steht, dass die Imagebildung von Städten heute gezielt



Auf diesen Flop folgte eine ordentliche Retourkutsche: „Hattingen hat's nötig!“ Dann lieber gar kein Slogan ...

nach den Gesetzen von Marketingagenturen abläuft. Stadtgeograph Joachim Vossen kennt den Vorgang: Zunächst arbeitet die Firma zusammen mit dem jeweiligen Ort dessen Eigenidentität heraus. „Die Stadt muss sich darüber bewusst sein, wer sie ist und wie sie nach außen hin wirken möchte“, sagt Vossen.

Außerdem fertigt sein Team eine Analyse zum Standort an: Was bietet sie ihren Bewohnern? Wie sind die Wohnbedingungen und kulturellen Angebote? Hat die Stadt gute wirtschaftliche Verflechtungen? Anschließend wird das Fremdbild entwickelt: Wie wird die Stadt von der eigenen Bevölkerung und von



Düsseldorf ist auf der Suche

In Düsseldorf ist die Marketing-Maschinerie schon angeworfen. „Düsseldorf ist mehr als schickimickil!“ – so schreit es einem entgegen, wenn man sich den Internetauftritt der „Marke Düsseldorf“ ansieht. Und damit auch der Letzte kapiert, dass nicht jeder Düsseldorfer Kaviar essend und Champagner schlürfend auf der Königsallee flaniert, will sich die Landeshauptstadt Nordrhein-Westfalens in einem anderen Licht darstellen.



Landeshauptstadt Düsseldorf

Bis zu 150 000 Euro lässt sich Düsseldorf das kosten – eine Menge Geld. Ole Friedrich, Leiter der „Stadtmarketing- und Tourismus GmbH“, nennt die üblichen Argumente für die Kampagne: Wettbewerb unter den Städten, klare Positionierung, Bilder bei Bürgern und Investoren erzeugen. Dabei sind die Bilder eigentlich schon vorhanden. Unter dein.duesseldorf.de zeigen 2041 Beiträge in Bild-, Text- und Video Düsseldorf aus dem Blickwinkel der Leute, für die ihre Stadt Heimat bedeutet. Die Menschen haben eine klare Vorstellung von ihrem Düsseldorf. Trotzdem landet der Auftrag für die „Marke Düsseldorf“ auf dem Schreibtisch von Werbeprofis.

Beste Slogans aller Zeiten

1. München: Weltstadt mit Herz
2. Ruhrgebiet: Der Pott kocht
3. Hamburg: Tor zur Welt*
4. Baden-Württemberg: Wir können alles. Außer Hochdeutsch
5. Köln: Ein Gefühl*

Schlechteste Slogans aller Zeiten

1. Delmenhorst: Da geht was
2. Sachsen: Ich bin ein Sächsist
3. Ibbenbürgen: Da spielt die Musik
4. Jena: Jenaer – je lieber
5. Mannheim: Du gibst es der Stadt, die Stadt gibt es dir

* keine offiziellen Slogans der Stadt, aber weit verbreitet



... so wie Düsseldorf: Die Rheinländer wollen sich aber schleunigst ein flottes Image zulegen.

außen wahrgenommen? Dazu führt das Institut für Stadt- und Regionalmanagement Interviews mit 40 bis 100 Bürgern verschiedenster Gesellschaftsschichten durch, die auf unterschiedlichste Weise beruflich mit der Stadt verknüpft sind.

Ein Slogan soll Bürger und Stadt verbinden: „Es ist wichtig,

dass er charakteristisch für die Stadt ist und deren Identität widerspiegelt. Er darf nicht zum reinen Werbemittel werden“, erklärt Vossen. Marketingstrategien von Unternehmen eins zu eins auf Städte zu übertragen – so leicht ist es eben doch nicht. Die Bürger haben auch noch ein Wörtchen mitzureden.

Und sie haben oft eine schlechtere Meinung von ihrem Wohnort als Außenstehende, weil sie die Probleme der Stadt kennen. Ein flottes Design kann darüber nicht so einfach hinwegtäuschen. Die Bürger sind es also, die zuerst von der Besonderheit ihrer Heimatstadt überzeugt werden müssen. Sie sind immer noch die glaubhaftesten „Werbeträger“ für die Marke Stadt. Wenn ein Großteil der Bevölkerung einen gewissen Stolz für seine Heimat entwickelt, dann wird sie auch für Außenstehende interessant. Sie bekommt ein positives und vor allem authentisches Image. Höhere Lebenshaltungskosten oder Mietpreise werden dann gerne in Kauf genommen. Man wohnt schließlich in der Stadt, von der alle schwärmen. Ein Slogan kann noch so einladend wirken, persönliche Erfahrungen spielen auch eine große Rolle: Wenn der Taxifahrer, der einen vom Bahnhof abholt, unfreundlich ist, hat die Stadt schon verloren.

Schwierig wird es für Städte auch, wenn die Meinung von Bürgern und Verantwortlichen einer Stadt auseinanderklaffen. Das war

i

Mannheim gibt's dir

„In Mannheim lebt man im Quadrat“. Der Slogan bezieht sich auf die quadratisch angelegte Innenstadt. Wer das nicht weiß, kann sich Spruch und Logo immer noch mit der Potenz erklären. Denn „in Mannheim ist alles doppelt so gut. Kultur hoch zwei, Sport hoch zwei, Lebensfreude hoch zwei“, sagt Alexander König, Marketingleiter der Stadt. Obwohl sich der Slogan bewährt hat, wird im Moment an einem neuen Konzept gearbeitet. Um die individuellen Werte der Stadt zu erarbeiten, wurden 900 Bürger befragt. Lebensfreude, Wirtschaftskraft und Inspiration sind die Schlagworte, die die Bürger einer Analyse zufolge ihrer Stadt zuschreiben. Jetzt gibt es auch einen neuen Slogan: „Du gibst es der Stadt, die Stadt gibt es dir“ – in Anlehnung an das Kennedy-Zitat „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern was du für dein Land tun kannst“. Wenn da nicht noch mehr dahinter steckt. „Sex sells“ – diesen Spruch aus der Werbebranche kennt schließlich auch jeder.

MANNHEIM²

zum Beispiel in Regensburg der Fall: Während die Regensburger ihre Stadt als mittelalterlich, schön und verschlafen wahrnahmen, setzten die Verantwortlichen der Stadt den Industriestandort in den Vordergrund. In solchen Situationen besteht die Herausforderung für Vossen darin, die Meinung der Bürger und die Ziele der Marketingspezialisten auf einen Nenner zu bringen. Das ist oft gar nicht so einfach. Ist eine Stadt einmal „gebrandet“, das heißt fest in den Köpfen der Menschen verankert, wird sie ihr Image auch nicht mehr so schnell los. Gut für die, die das richtige Händchen bewiesen haben: Nach Bremerhaven fährt man gerne, um „Meer zu erleben“. Das ist plakativ und passt zur Großstadt direkt an der Nordsee. Schlecht ist es für die, deren Slogan nach hinten losgeht. Das ist den Baslern mit ihrem früheren Slogan „Basel tickt anders“ passiert. Immer, wenn in der Stadt etwas schief ging, hieß es: „Ja, Basel tickt nun mal anders.“ Auch die Stadt Karlsruhe hat Kritikern mit ihrem Slogan „Viel vor. Viel dahinter“ eine Steilvorlage geboten. „Es liegt auf der Hand, diesen Satz in ‚Viel vor und nichts dahinter‘ umzuwandeln“, sagt Vossen. Das hätte den Verantwortlichen eigentlich bewusst sein müssen.

Nicht nur Städte, sondern auch Bundesländer und Regionen rühren fleißig die Werbetrommel. „Wir können alles. Außer Hochdeutsch“ heißt es aus Baden-Württemberg – „Das trifft es auf den Punkt. Einerseits

haben wir hier das traditionelle, bodenständige Baden-Württemberg und auf der anderen Seite Hightech und Industrie“, erklärt Vossen. Dem Experten gefällt auch der frühere Slogan des Ruhrgebiets: „Der Pott kocht“. „Er hat Pfiff und ist emotional.“ Der neue Slogan der Werbeexperten lautet übrigens „Ruhr hoch n – Team-Work-Capital“.

Logos und Slogans sollen also ein unverwechselbares Zeichen nach außen setzen und ein Wir-Gefühl erzeugen. Jede Stadt macht sich da so ihre Gedanken. Die „Übermorgenstadt“ Oldenburg, lässt Raum für Spekulationen, andere stiften absichtlich Verwirrung: „min-din – seit 798 merk-würdig“ (Minden). Die Sonderauszeichnung für den spießigsten Spruch bekommt Salzgitter für „Kinder fördern und Familien unterstützen“. Andere – ein kecker Spruch in allen Ehren – schießen schlichtweg über das Ziel hinaus: „Delmenhorst – da geht was!“

So viel Kreativität macht Lust auf mehr. Oder Meer? Egal. Nordrhein-Westfalen hat den Trend jedenfalls erkannt. Dort überlegt man, ob man nicht auch Ortsschilder mit Logo und Slogan aufhübschen soll. „NRW – Germany at its best!“

www.einsteins-magazin.de



Für das Interview mit einem Tourismus-Experten über Stadtmarketing: QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.

i

Slogans braucht das Land

Auch unsere Bundesländer machen Werbung für sich. Mit einem Augenzwinkern wirbt Baden-Württemberg: „Wir können alles. Außer Hochdeutsch“. In Sachsen-Anhalt heißt es: „Wir stehen früher auf.“ Aber wer steht schon gerne um 6.39 Uhr auf, wie es die Sachsen-Anhalter einer Umfrage nach tun? 2011 hat Baden-Württemberg diesen Slogan dann auch noch frech für sich ge-



SACHSEN-ANHALT

nutzt: „In Sachsen-Anhalt steht man früher auf. Bei uns bleibt dafür keiner sitzen.“ In Magdeburg war man nicht gerade begeistert: Ein „intellektuelles Armutszeugnis“ sei das für das süddeutsche Bundesland – die „Arroganz der Reichen“ eben. Die Frühaufsteher aus Sachsen-Anhalt könnten ruhig etwas gelassener auf solche Werbegags reagieren. Kleiner Tipp: einfach mal richtig ausschlafen.

**Wir können alles.
Außer Hochdeutsch.**



Baden-Württemberg

Anzeige



Friseur RUDLOFF
Gabrielistr.2 - Eichstätt
Phone: 08421-4797
www.friseur-rudloff.de

**Dienstag + Donnerstag
Studententag mit 10%!**

Heim@-Shopping

Wurst mit Persönlichkeit



Wissen, was man isst: Bei Landwirt Dennis Buchmann können sich die Kunden aussuchen, aus welchem Schwein ihre Wurst gemacht werden soll. Das Tier können sie dann von Geburt an begleiten. In Bild und Text („Schwein 19 ist sehr neugierig!“) informiert Buchmann über das Leben seiner glücklichen Schweine. Am Ende erhält der Käufer zum Beispiel 200 Gramm Mett im Glas. Darauf: ein letztes Foto der Sau. Buchmann: „Mit der Wurst verschicke ich ein Stück brandenburgische Heimat.“ Bestellbar unter www.meinekleinefarm.org. (lr)

Spätzle aus der Flasche



Der Dichter Sebastian Blau, der unter seinem richtigen Namen Josef Eberle Herausgeber der „Stuttgarter Zeitung“ war, nannte sie „Prüfstein für hausfrauliche Ehrbarkeit der Schwäbinnen“ – die Spätzle. Wer sie selbst macht (und wahre Schwaben tun nichts anderes), muss recht viel Geschirr schmutzig machen, was eigentlich schwäbischer Sparsamkeit widerspricht. Oder man verwendet den Spätzle-Shaker, den eine Hausfrau aus Tübingen erfunden hat. Die Mengenangaben für die Zutaten stehen auf der Plastikflasche. Einfüllen, zwei Stahlkugeln dazugeben, zuschrauben, schütteln und Teig durch die Löcher im Deckel ins kochende Wasser pressen. Erhältlich unter www.spätzle-shaker.de. (kl)

Städtliche Handytaschen



Die Filzhandytasche mit Städteborde ist nicht nur ein Zuhause für das Mobiltelefon, sondern zeigt zugleich die schönsten Sehenswürdigkeiten der Heimatstadt. 14 Euro kostet die gemütliche und stoßfeste Hülle, die mit einer Gummikordel verschlossen wird. Erhältlich bei Händisch-Design oder unter www.dawanda.com (tl)

Gebirgskette

Mit den Schmuck-Ketten „Na Servus“, „Mogst a a Bier?“, oder „Blasmusi“ fühlt man sich gleich wie mitten in den Alpen. Der kleine Holzanhänger der Kette zeigt verschiedene Bergpanoramen und ein plastisches Mini-Trachtenmännchen beim Wandern, Jodeln oder Blasmusik spielen. Für 24 bis 26 Euro bekommt man die Alpen to go bei www.milchlaedchen.de. (tl)



Anzeige

Seit 2011 auch in Köln




Business Aviation Centre Stuttgart/Cologne



Business Aviation
Mehr Flexibilität durch variable Zeit- und Zielplanung nach Ihren Bedürfnissen



Events & Meetings
Konferenzraum für Ihr Event – mit Fluglotsen-Perspektive auf Start- und Landebahn



Crew Handling
Kompletter Service rund um Ihren Flug für die General Aviation in Stuttgart



Passagier Handling
Modernes Terminal bietet Business Aviation Passagieren Platz zur Entspannung



GAT Airport Stuttgart • 70629 Stuttgart • Telefon 0 711 948-3482 • www.kurz-aviation-service.com



Da kommt nichts mehr:
In vielen deutschen
Wirtshäusern sind die
Zapfhähne außer Betrieb.
Foto: Allan Riedel

Bis zum letzten Tropfen

Das Gasthaus als Zentrum der Dorfkultur war jahrzehntelang Treffpunkt für Jung und Alt. Doch Zusammenhalt und Geselligkeit drohen auszusterben – und mit ihnen die Wirtshäuser.

Text: Marina Brafa und Henry Lai

Etwa 100 Einwohner hat das Dorf Schwimbach, mitten im tiefsten Mittelfranken. Hier verdient die ländliche Idylle ihren Namen. Hier kennt jeder jeden beim Vornamen. Hier geht man sich ohne zu fragen zur Hand. Und in Schwimbach gibt es ein Wirtshaus: „Zum Schwimbacher Grund“.

Vor einigen Jahren sah es für Schwimbach – wie für viele deutsche Dörfer – gar nicht gut aus: Die alte Wirtschaft musste schließen, ein großes Loch klaffte in der Dorfkultur, erzählt Ortsvorsteher Christian Schröder. Wo sollten sich jetzt die Vereine und die Stammtische treffen? Die rettende Idee war so simpel wie naheliegend: Der Ort baute sich sein eigenes Wirtshaus. Maurer, Zimmerer, Schreiner und viele andere Handwerker aus Schwimbach und den umliegenden Dörfern halfen von der Grundsteinlegung im Januar 1995 bis zur Fertigstellung acht Monate später zusammen, um der Gemeinde eine eigene Kneipe zu bauen.

Seither ist das Wirtshaus im Gegensatz zu den meisten anderen Kneipen in der Umgebung nicht in

Privatbesitz, sondern gehört allen Bürgern. „Da ist der ganze Ort zusammengekommen“, sagt Schröder. Auch bei der Finanzierung haben Vereine und örtliche Sponsoren einen großen Teil der Kosten übernommen: Gleichzeitig haben sich 35 Bürger mit jeweils tausend Mark beteiligt. Das Richtfest war ein Fest für das ganze Dorf.

Heute, 17 Jahre nach dem Bau des Schwimbacher Grunds, ist die Euphorie verflogen. Das dorfeigene Wirtshaus hat bereits über ein halbes Dutzend Pächter gesehen. Wer versucht hatte, mit der Gaststätte seinen Lebensunterhalt zu finanzieren, stellte bald ernüchtert fest, dass das nicht geht. Zu groß die Konkurrenz in den umliegenden Dörfern, zu klein der Kundenstamm in der eigenen Ortschaft. „Der Bau selbst war nicht das Problem“, sagt Schröder, „es ist der Betrieb.“

In Wernfels, eine Autostunde von Schwimbach entfernt, ist der schlimmste Fall bereits eingetreten. Das „Gasthaus zum Stern“ steht leer. Über den Wernfeler Dorfplatz strahlt heute die Sonne und taucht das alte Gebäude in warmes Licht. Ein goldener Stern

baumelt an der Hauswand. Bis vor wenigen Jahren war das „Gasthaus zum Stern“ oder auch „Meßthaler“, wie es im Dorf genannt wurde, die einzige Gastronomie im Ort und damit Dreh- und Angelpunkt des Dorflebens. 1998 übernahm Ulrich Entner die Wirtschaft von seiner Großmutter. 2008 hat er zugemacht. Zu anstrengend war die Arbeit: „Als Wirt hatte ich eine 75-Stunden-Woche.“ Entner hat sich vom Wirtsbetrieb abgewandt und baut das Gebäude jetzt zu einem Wohnhaus um. Der goldene Stern an der Wand ist die letzte Erinnerung an vergangene Tage.

500 Dörfer ohne Gasthaus

Im „Gasthaus zum Stern“ haben sich früher alle getroffen. Jung und Alt. Männer und Frauen. Zum Trinken, zum Kartenspielen oder einfach nur zum Plaudern. Wenn Dieter Schenkel von der Hochzeit des Wernfeler Wirtshauses erzählt, klingt er wehmütig. Der 80-Jährige, der als kleiner Junge 1935 von Nürnberg nach Theilenberg, ein Nachbarort von Wernfels, gekommen war, kannte alle Wirte und ihre Wirtshäuser: die Tante, den Zeiner und auch den Heu-

busch. „Ich habe früher praktisch jeden Tag im Wirtshaus gegessen.“

Die Dorfkneipe und das Wirtshaus gehörten über viele Jahrzehnte zum deutschen Ortsbild. Im Dorfkern oder an der Straßenecke gelegen, traf man sich dort, um nach Feierabend ein Bier zu zischen und am Stammtisch Neuigkeiten auszutauschen. Die Realität im Jahr 2012 sieht anders aus. Zahlen des Statistischen Bundesamtes zeigen: Das Wirtshaus stirbt aus. Und keiner merkt's.

Die Zahl der Schankwirtschaften ist zwischen 2001 und 2010 bundesweit um ein Viertel gesunken. Am heftigsten war der Einbruch in Hamburg: In der Hansestadt mussten fast die Hälfte der Kneipen schließen. Doch auch in Flächenländern ging die Zahl stark zurück: In Niedersachsen mussten 41 Prozent dicht machen, in Bayern 25 Prozent. Laut dem Bayerischen Hotel- und Gaststättenverband (BHG) stehen 500 von 2200 bayerischen Gemeinden ohne Kneipe oder Wirtshaus da.

Studie soll Gründe erklären

Der BHG hat deshalb eine Studie bei den Kulturgeographen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt in Auftrag gegeben, um die Gründe für den Kneipenschwund herauszufinden – eine bundesweit bisher einzigartige Initiative. „Das Wirtshaus hat in Bayern einen höheren Stellenwert als anderswo in Deutschland“, begründet BHG-Sprecher Frank Ulrich John den Schritt. „Wir wollen wissen, was zu diesem Sterben geführt hat und was man besser machen kann.“ Immerhin gehe mit dem Wirtshaus ein Stück Kultur verloren. „In einem traditionellen Dorf in Bayern gab es immer zwei feste Institutionen: das Wirtshaus und die Kirche.“

Nicht ohne Grund spricht John in der Vergangenheitsform. Den Ort, den er beschreibt, gibt es immer seltener. Das Wirtshaus ist heute kaum noch die zweite Heimat der Dorfbewohner. Laut den Zahlen des



Statistischen Bundesamtes sinkt der Umsatz des Gastgewerbes stetig.

Zurück in Schwimbach: Zusammen mit dem derzeitigen Pächter Ewald Simmerlein sitzt Ortsvorsteher Christian Schröder im Biergarten des „Schwimbacher Grunds“. Am Freitagvormittag ist

meistens nicht viel los. Aber auch sonst herrscht nicht gerade großer Andrang, erzählt Simmerlein. Die beiden machen sich Sorgen um die Zukunft der dorfeigenen Schankwirtschaft.

Die Gründe für das Aussterben der Wirtshäuser sind vielfältig

„Wichtig ist eine pfiffige Idee“

Kulturgeograph Florian Kohnle untersucht das Phänomen des Kneipensterbens in einer Studie. Im Interview spricht er über die Bedeutung der Dorfkneipe und warum ein Zapfhahn allein heute nicht mehr reicht, um zu überleben.

In Ländern wie Irland ist die Kneipe extrem dominant. Der Pub gehört dort zum Alltag. Wieso funktioniert das in Deutschland nicht mehr?

Die Vorstellungen, wie und wo man seine Freizeit verbringt, haben sich verändert. In Irland sind die Kneipen stark in der Gesellschaft verankert, da wächst man als junger Mensch hinein. In Deutschland ist die Kneipe nicht mehr ‚in‘. Und es ist sehr schwer, diesen Verlauf wieder rückgängig zu machen. In den irischen Kneipen werden zudem häufig Aktionen wie Quiz-Raten oder Live-Musik angeboten – das sind Anreize, die auch die jungen Leute hereinlocken. Solche Angebote fehlen in Deutschland.

Was können die deutschen Gastwirte von den Iren lernen?

Heute reicht es nicht, einen Zapfhahn und einen Stammtisch hinzustellen. Es braucht einen besonderen Anreiz, ein Highlight. Eine Möglichkeit wäre, Kunden mit regionalen Spezialitäten anzulocken. Man könnte aber auch Kleinkunst oder Kabarett anbieten. Wichtig ist eine pfiffige Idee und ein innovatives Konzept.

Die bayerischen Wirte geben den Vereinsheimen die Hauptschuld für die fehlenden Kunden. Sehen Sie das ähnlich?

Früher waren die Vereine die Lebensversicherung des Wirts, weil die Vereine zum Feiern in die



links: Das Wernfelser „Gasthaus zum Stern“ ist jetzt ein Wohnhaus

rechts: Alternativlösung: Um das Wirtshaus zu halten, haben sich die Schwimbacher zusammengeschlossen. Jetzt gehört die Kneipe allen Bürgern.

Fotos: Henry Lai

und hängen eng mit den grundsätzlichen Problemen der Gemeinden zusammen. Ob bei den Einkaufsmöglichkeiten, beim Anschluss ans Internet oder beim Zugang zu öffentlichen Einrichtungen: die Kluft der Infrastruktur zwischen Dörfern und Städten wird immer größer.

Besonders der jungen Generation missfällt das. Ausgestattet mit Motorrollern und Autos fährt die Dorfjugend von heute zum Feiern lieber in die Disko. Auf den Gedanken, am Wochenende ins Wirtshaus zu gehen, kommt unter den jungen Leuten kaum jemand.

Dorfkneipe gingen. Dann kam der Trend, dass die Vereine eigene Gebäude bauten, um dort ihre Feste zu feiern und selbst auszuschenken. Das war für die Wirte mit Sicherheit ein Einschnitt. Es wäre aber falsch zu sagen, dass die Vereine an der Misere schuld sind. Die Vereinsheime sind nur ein Grund von vielen.

Für Ihre Studie haben Sie nach Vorbildern gesucht, die trotz Konkurrenzkampf und Kneipen



Kneipen-Experte: Florian Kohnle von der Universität Eichstätt.

erhalten blieben. Sind Sie fündig geworden?

Gerade in Bayern gibt es von Gaststätten zahlreiche innovative Beispiele, die den Sprung zu einem modernen Betrieb geschafft haben. Sie zeigen, dass man dem Trend entgegenwirken kann.

Was wäre schlimm daran, wenn die Wirtshäuser aussterben würden? Schließlich werden sie durch neue Orte wie Diskos ersetzt?

Das wäre sehr dramatisch. Ohne das Wirtshaus oder die Kneipe gäbe es keinen Ort mehr, an dem man sich im Dorf treffen und austauschen kann. Vor allem ältere Menschen sind auf das Wirtshaus angewiesen. Wenn es dicht macht, verschwindet auch ein wichtiger Teil des Dorflebens.

Die Wirtshäuser sind also nur für Rentner und Senioren wichtig?

Nein, das glaube ich nicht. Bei Vereinen klappt der Generationenaustausch von jungen und alten Menschen doch bereits – wieso also nicht auch im Wirtshaus?

Die Jungen verlassen das Dorf, und zurück bleiben die Alten. Wo sich im Wirtshaus früher die Generationen getroffen haben, leben Jung und Alt jetzt nebeneinander her. Mit dem Wirtshaus sterben Zusammenhalt und Geselligkeit. An ihre Stelle tritt Anonymität.

„Das ist für uns sehr traurig“, sagt Roland Heubusch, der neben der Gasstätte „Meßthaler“ wohnt. „Dieses Wirtshaus hatte Charme.“ Früher habe es regelmäßige Stammtische und „Kartlertreffen“ gegeben. Früher hätten die Motorradfahrer ihre Zweiräder am Wernfelser Dorfplatz abgestellt und sich dann mit den Gästen unterhalten, die draußen saßen, erklärt Heubusch. „Das war eine schöne Zeit.“ Mittlerweile stagniert das Dorfleben. „Wenn die Burg nicht wäre, könnte man im Dorf die Gehsteige hochklappen.“

Kaum Gäste, wenig Umsatz

Auch Ulrich Entner konnte von den wenigen älteren Bewohnern und Stammtischlern, die sich im Wernfelser „Gasthaus zum Stern“ trafen, nicht mehr leben: „Die Einzigen, die noch ins Wirtshaus kamen, waren die Rentner.“ Dennoch musste Entner stets hinter dem Tresen stehen, denn für die wenigen Stammtischkunden rechnete es sich nicht, eine Bedienung einzustellen. Wenige Kunden, noch weniger Umsatz, dafür umso mehr Arbeit. Entner zog die Reißleine und wechselte den Beruf. Heute ist er Lehrer.

In Schwimbach sieht es ähnlich aus. Seit 2010 hat Ewald Simmer-

lein das Wirtshaus „Schwimbacher Grund“ gepachtet, doch allein vom Gasthausbetrieb könnte er sich nicht über Wasser halten, sagt er. „Mit Hängen und Würgen komme ich ohne Verluste raus.“ Simmerlein kompensiert das durch seine freiberufliche Tätigkeit als Produktentwickler. Den Betrieb der Gaststätte betrachtet er als sein Hobby.

Seinem Wirtshaus machen neben der Landflucht vor allem die zahlreichen Vereinsheime zu schaffen. Weil sie für Essen und Getränke kaum Steuern bezahlen, können die Vereine deutlich billiger verkaufen. Im Schwimbacher Grund zahlt man für das Bier 2,30 Euro, fast doppelt so viel wie im Vereinsheim des Nachbardorfs.

Nach Ansicht von Frank-Ulrich John vom Bayerischen Hotel- und Gaststättenverband haben viele Gemeinden in den 1970ern einen Fehler gemacht: „Damals hatten die Gemeinden viel Geld und wollten ihren Vereinen etwas Gutes tun.“ Vereinsheime schossen wie Pilze aus dem Boden. Was die Gemeinden damals nicht ahnten: Private Feiern und Vereinsfeste sind dadurch immer häufiger geworden. Plötzlich schenkten die Vereine Getränke aus - viel günstiger oder ganz umsonst.

Das Bundesland Sachsen hat deshalb im vergangenen Jahr ein Gesetz verabschiedet, das sowohl Vereinsheime als auch Wirtshäuser zur Kasse bittet. Ortsvorsteher Schröder wünscht sich so ein Gesetz auch für Bayern: „Wenn die Vereine zur Kasse gebeten würden, könnten sich die Wirtschaften erholen.“

Den Rückgang der Wirtshäuser nur auf den Zeitgeist, den demografischen Wandel und eine verfehlte Gesetzgebung zu schieben, greift jedoch zu kurz. Die Wirte - so sehr sie unter den äußeren Entwicklun-

gen leiden - haben übersehen, dass Karodeckchen und Hirschgeweihe den Geschmack der Jugend nicht mehr getroffen haben. „Manche haben es verschlafen, zu renovieren und aufzupeppen“, sagt John.

Um Kunden anzulocken, müssen sich die Wirte etwas einfallen lassen. John schlägt vor, mit den Vereinen zu kooperieren. Solche Wirtshäuser zögen die Dorfjugend an. Hoffnung macht John die Studie: Mithilfe der Ergebnisse sollen Wirtshäuser analysiert werden, die dem Kneipensterben widerstanden haben. „Das Letzte was wir wollen ist eine Jammerstudie“, sagt John. Vielmehr sollen die Ergebnisse den Wirten Impulse und Ideen geben.

Für Gemeinden wie Schwimbach kommt die Studie allerdings zu spät. Als die Schwimbacher 1995 voller Elan und Tatendrang ihr Wirtshaus bauten, bekamen sie viel Aufmerksamkeit in den Medien. Für ihr Engagement und den Zusammenhalt im Dorf wurde Schwimbach sogar mit der Bronzemedaille beim Wettbewerb „Unser Dorf soll

schöner werden“ ausgezeichnet. 17 Jahre später sind die Schwimbacher vom Edelmetall aber weit entfernt.

Es fehlt an allen Ecken und Enden - vor allem aber fehlen die Dorfbewohner. Vielleicht ist Johns Hoffnung, die Wirtshäuser zu retten, eben doch nur utopischer Idealismus und chancenlos gegen einen Prozess, der sich nicht stoppen lässt. Mit dem Dorf lösen sich auch ursprüngliche Strukturen und Institutionen auf - und das auf religiöser, politischer und kultureller Ebene. Die Kirche im Dorf lassen - das war einmal. Gemeinden werden zusammengelegt, Ortsverwaltungen eingespart. Die Funktion der Geselligkeit, die das Wirtshaus im Dorf einst hatte, verlagert sich in Bereiche, die einer neuen Lebenswelt entspricht: in Vereinsheime, nach Hause oder ins Internet. Online-Foren und Webseiten ersetzen für Internetsurfer soziale Anknüpfungspunkte wie die Wirtshauskultur. Netzwerke wie Facebook sind zu virtuellen Stammtischen geworden.

Wirtshauspuristen mögen das als Blasphemie gegen die heimatische Kultur betrachten. Man kann das Ganze aber auch als Anpassungsprozess sehen. Denn wenn das Wirtshaus zu starr an Althergebrachtem festhält, droht es zwangsläufig zu zerbrechen und in Vergessenheit zu geraten. ●

” Wenn Vereine zur Kasse gebeten würden, könnten sich die Wirtschaften erholen.

Christian Schröder,
Ortsvorsteher



Die Deutschen haben nach Tschechien und Irland den höchsten Pro-Kopf-Bierkonsum der Welt. Laut einer Untersuchung des Onlineportals statista.de trinkt jeder Deutsche durchschnittlich 110,6 Liter Bier im Jahr. Es gibt kaum ein Land, in dem es so viele Brauereien und Biergattungen gibt wie in Deutschland. Hier reicht es manchmal schon, 50 Kilometer zu fahren, um eine neue Brauart zu entdecken. Wie soll man da den Überblick behalten? Einsteins hilft weiter.

Mein Bierrevier

Düsseldorf

In der Landeshauptstadt von NRW greift man eher auf die kleineren Gläser zurück. Bestellt man sich in einer Hausbrauerei der Düsseldorfer Altstadt ein „Alt“, bekommt man es im 0,2-Liter-Pocket-Format. Dann lautet die Devise: Schnell runter damit! Ist das Alt einmal leer, bekommt man ungefragt ein Neues: ein echtes Paradies! Geheimitipp: dazu einen Metthappen mit Zwiebelchen bestellen.

Köln

Während die Bayern Bier in Maßkrügen aus-schenken, greift man in Köln zum Reagenzglas. Ein Kölsch ist schnell gezapft und ebenso schnell getrunken. Und der Vorteil: Es bleibt dabei immer kühl. Dass man an längeren Abenden dann auch mal schnell den Überblick über die vielen kleinen Gläser verliert, sollte einen aber nicht abschrecken. Auf nach Köln! Lecker Mädche, lecker Kölsch!

Kaiserslautern

„Mach ma mol ne Stubbi!“ In Rheinland-Pfalz wird das Bier häufig noch aus den kleinen Kult-Flaschen der DDR getrunken. Die meisten schwören hier auf eiskaltes Pils – Bitburg liegt schließlich nicht weit entfernt. Und hat man mal genug vom Pils, dann behilft man sich ganz gerne auch mal mit einem Gläschen Kölsch. Man kann ja auch mal über den eigenen Gläserrand blicken!

Emden

Die Ostfriesen trinken Tee. Viel Tee. Er soll sogar vor einigen hundert Jahren Bier als Hauptgetränk abgelöst haben, wenn man Wikipedia Glauben schenken will. Aber Journalisten und Bierkenner sollten bei Internetquellen immer kritisch bleiben. Schließlich sagt uns die Werbung, dass die herben Ostfriesen auch für unverfälschten Pilsgenuss stehen sollen. Sieht ganz nach Recherche vor Ort aus.

Berlin

Nur hier darf die Berliner Weiße gebraut werden. Sie ist saurer als andere Biersorten, aber das lässt sich ja ändern. Ein Schuss Himbeer- oder Waldmeistersirup zur Weißen dazu und fertig ist das Kultgetränk. Also schnell bestellen und wie ein echter Berliner fühlen? Naja. Wer sich in Berlin die berühmte Weiße mit Schuss bestellt, könnte genauso gut „Achtung! Ich bin ein Tourist!“ über den Alexanderplatz rufen.

Bamberg

Rauchbier ist ein Fall für sich. Früher weit verbreitet, wird Rauchbier heute nur noch in speziellen Brauereien hergestellt. Der besondere Geschmack wird durch geräuchertes Malz erzielt. Die Rauchbier-Hochburg ist das fränkische Bamberg. Bitte nicht erschrecken beim ersten Schluck! Es schmeckt nach flüssigem, geräuchertem Schinken! Fans schwören drauf, Neulinge möchten meistens nach den ersten Schlucken die bewährte Trennung von Schinken und Bier auch weiterhin beibehalten.

München

Die Bayern und ihre Bierkultur! Wo soll man da anfangen? Bei der Maß Bier vielleicht? Ja, das ist ein ganzer Liter. Wichtig: Maß auf dem „ß“ betonen. Nicht auf dem „a“ wie so a Saupreiß, so a elendiger! Und das bayerische Weißbier bitte aus dem Weizenglas trinken. Und das Einschenken vorher gut üben! Sonst wird mehr als nur die durstige Kehle nass!





„Wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen“

Jux und Phrase

Hochgeklappte Bürgersteige, Hintertupfung, tote Hose – in Deutschland gibt es viele Sprichwörter, die sich um ausgestorbene Dörfer drehen. Doch das sind mehr als nur Floskeln. Einsteins hat die Sprachbilder zum Leben erweckt.

Idee und Bearbeitung:

*Theresa Lambeck, Verena Menauer,
Allan Riedel und Franziska Wielandt*





„Am Arsch der Welt“

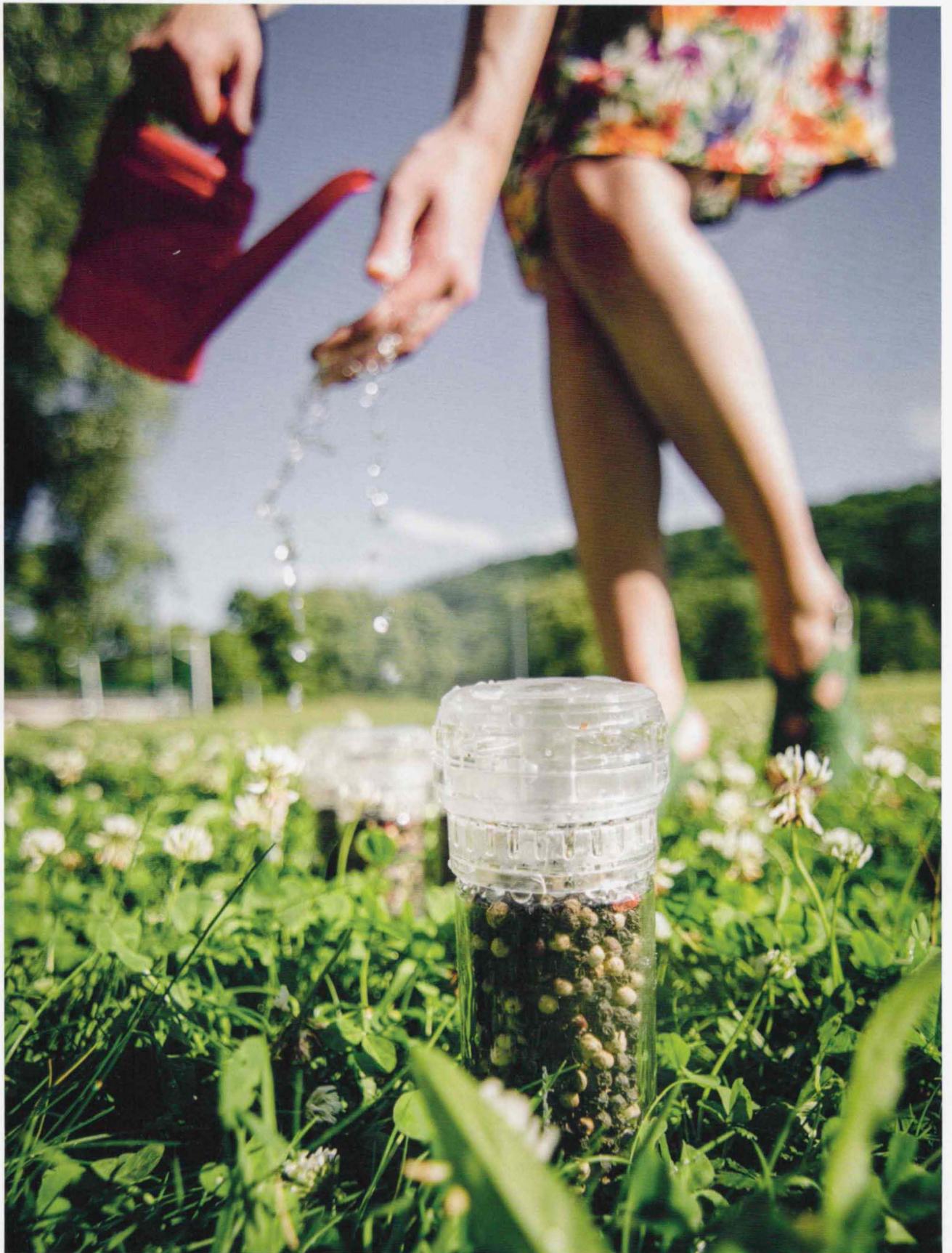


„Da liegt der Hund begraben“



„Da willst du nicht tot überm Zaun hängen“

www.dahheim.de

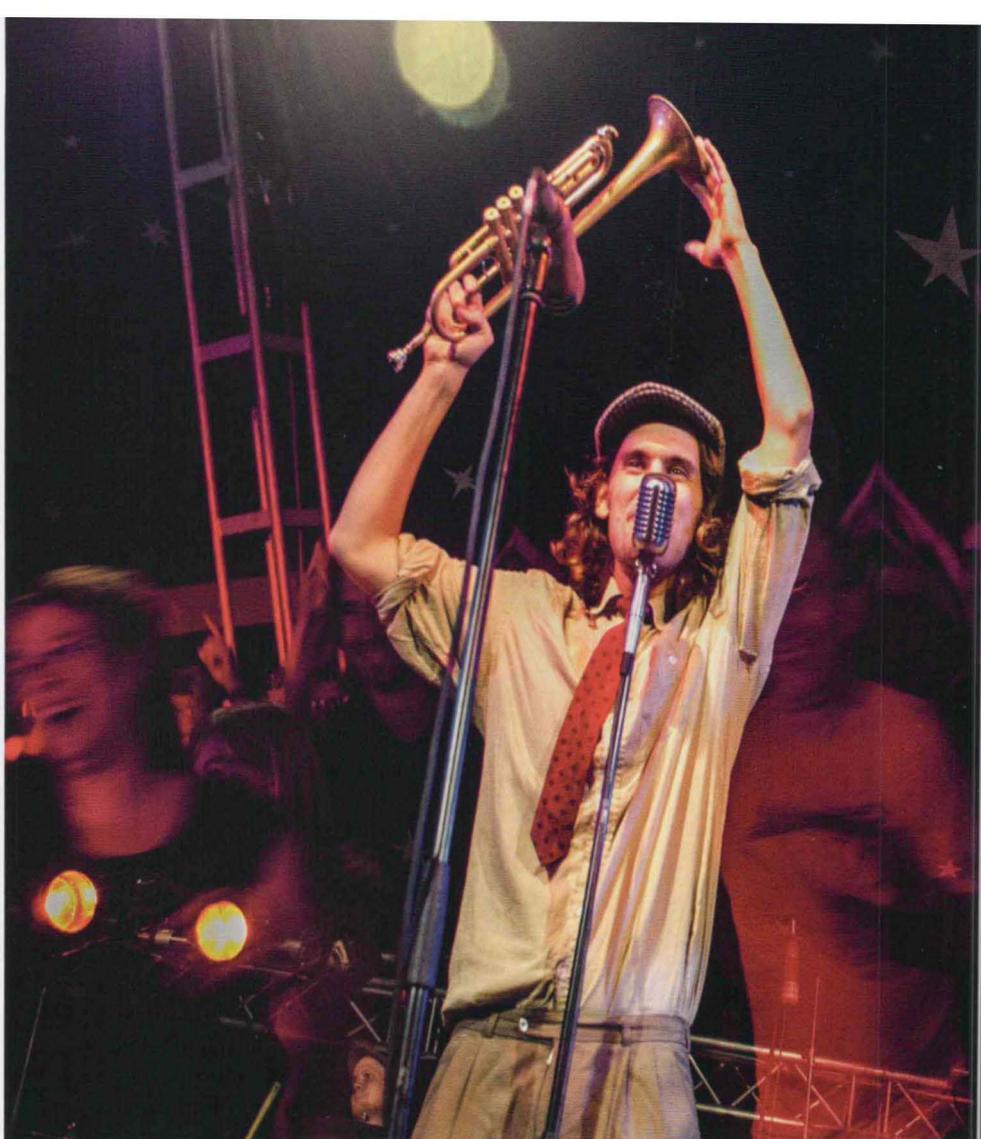


„Bleib doch wo der Pfeffer wächst“

Es dudelt das Saxophon, es jauchzt die Trompete, die Gitarre macht schrumm schrumm. Beim „Musikantenstadt“ in Fribourg herrscht Ekstase. Rote Backen und glänzende Nasen reiben sich dicht gedrängt auf den Bierbänken vor der Bühne. Die Fans schunkeln und klatschen im Viervierteltakt: „Immer, immer noch, können wir beide uns blind versteh'n - unsere Wege gemeinsam geh'n!“, trällert Norbert Rier (52), der Sänger der „Kastelruther Spatzen“, ins Mikrofon. Die Fernsehkamera zoomt sein Gesicht in den Fokus. Jetzt können ihn alle ganz genau sehen. Die Fältchen um die Augen, die man nur bekommt, wenn man sein ganzes Leben lang gelächelt hat. Und das Funkeln in den Pupillen, das einem Erfolg und Durchhaltevermögen verspricht.

Schnitt. Eine andere Kameraeinstellung. Auf der Bühne wackeln sechs kugelige Männer mit Norbert Rier im Gleichtakt. Sie sind in Filz und Leder verpackt. Plötzlich schwenkt die Kamera um 180 Grad, weg von der Band, über die Köpfe der Musiker, hinein in die Zuschauer. Von hier sehen sie aus wie tausende kleine Puppen, in roten, blauen und grünen Gewändern.

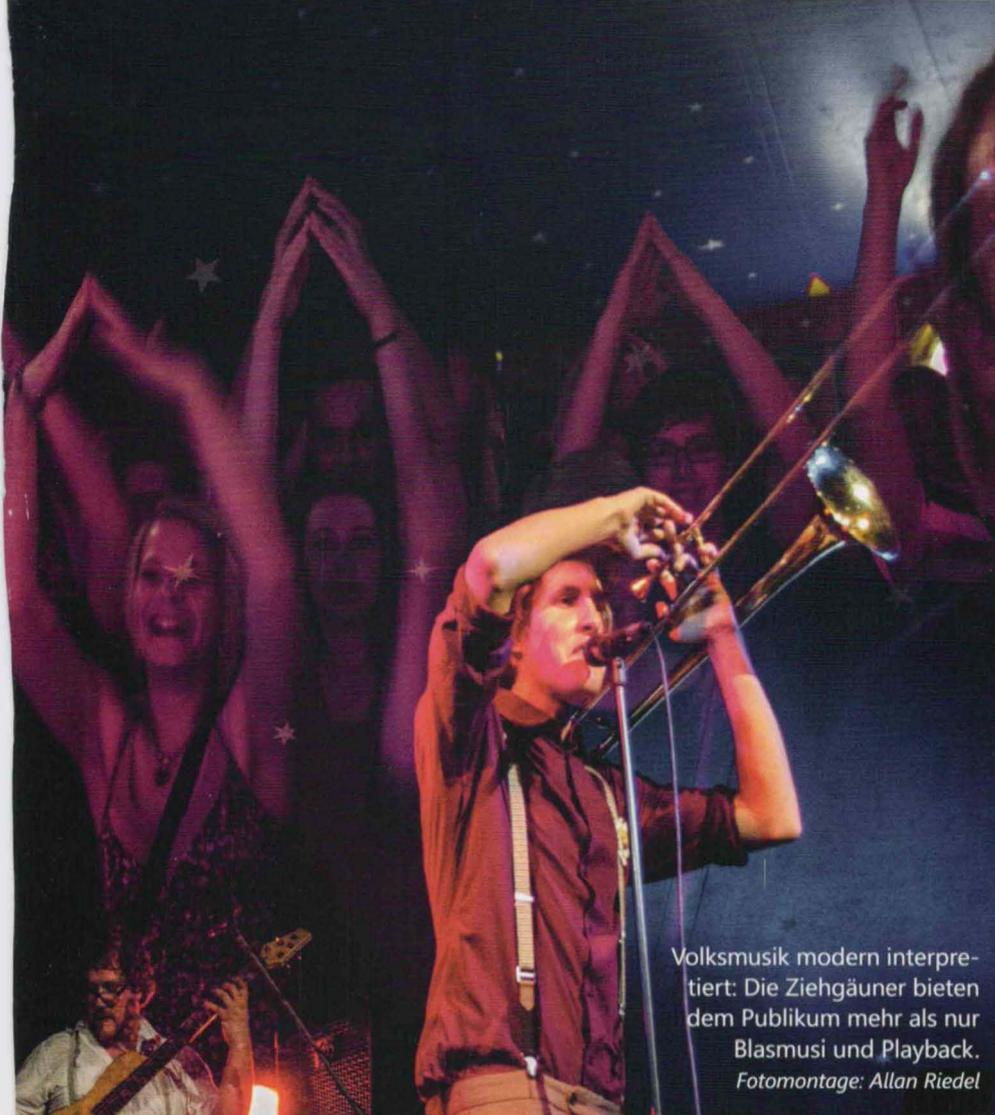
Egal wie viele sich an diesem Abend in Fribourg zum 30. Geburtstag des „Musikantenstadts“ eingefunden haben - sie waren nicht die Einzigen, die dabei sein wollten. Zwar hatte die ARD die Übertragung der Jubiläums-Sendung aufgrund der Berichterstattung über die Katastrophe in Japan um 14 Tage verschoben. Doch auch noch zwei Wochen später fieberten mehr als vier Millionen Zuschauer vor dem Fernseher mit. Und zwar nicht zu irgendeiner Musik, sondern zu volkstümlicher Musik, auch Schla-



Ein bisschen Unfriede

Die Volksmusik stirbt aus. Fernsehformate verlieren Zuschauer, der Plattenverkauf geht dramatisch zurück. Um zu überleben, beginnt die Branche sich einem jungen Publikum zu öffnen und erobert China.

Text: Katharina Weigert



Volksmusik modern interpretiert: Die Ziehgäuner bieten dem Publikum mehr als nur Blasmusik und Playback.
Fotomontage: Allan Riedel

ger genannt. Musik, die beschuldigt wird, das Volk zu verblöden und nichts zu können, außer gute Laune zu verbreiten. Musik, die tot geglaubt ist, nicht unbedingt von jungen Menschen, sondern vor allem von Studien, Umfragen, und Programmdirektoren, die sagen: Volksmusik rentiert sich nicht mehr. Das ZDF setzte 2010 seine letzte Schlagersendung, den „Grand Prix der Volksmusik“, nach 25 Jahren ab. Die Zuschauer seien zu alt.

Anders in der ARD: hier fahren vor allem die dritten Programme mit Schlachtschiffen auf. Schaltet man an einem Sonntag im Juni 2012 den Fernseher an, bekommt man sie zu sehen: „Immer wieder sonntags“ im SWR, „Wirtshausmusikanten beim Hirtzinger“ im BR und die Krönung: Florian Silbereisen moderiert „Das Sommerfest der

Volksmusik“ im Mitteldeutschen Rundfunk. Fröhlich, zünftig, ein Millionengeschäft – so präsentiert sich die volkstümliche Musikbranche im Fernsehen. Noch. Nach dem „Grand Prix der Volksmusik“ soll dieses Jahr der „Musikantenstadt“ abgesetzt werden. Und es stellt sich die Frage: Stirbt die Volksmusik, so wie wir sie kennen, aus?

Vielleicht muss man zuerst erklären, was der Unterschied zwischen Volksmusik und volkstümlicher Musik ist. Vereinfacht gesagt: Florian Silbereisen oder Stefan Mross sind Stars der volkstümlichen Musik. Die echten Volksmusikanten spielen zuhause in urigen Stuben und zupfen ihren Zwiefachen auf der Zither. Diese Musiker nennt man Volksmusikanten (siehe Infokasten). Beliebter beim Volk sind die volkstümlichen Schlagerstars.

Business statt Bussi

Helmut W. Brossmann (51) ist seit mehr als 25 Jahren Manager der „Kastelruther Spatzen“. Er lebt in einem beschaulichen Landhaus bei Regensburg. Zur Arbeit hat er es nicht weit – sein Büro befindet sich im Keller. Brossmann öffnet den Kühlschrank und holt sich ein paar Scheiben Schinken aus einem Fach. Mit einem Grinsen im Gesicht setzt er sich in Pulli und Jeans an den Küchentisch. Zu seiner Rechten reihen sich Fotos an der Wand wie die Perlen an einer Kette.

Brossmann dreht sich zur Terrassentür, die mit karierten Vorhängen eingerahmt ist. Der Blick durch das Fenster wirkt wie gemalt: saftige Wiesen und blauer Himmel. „Lilli“, säuselt Brossmann hinaus durch die offene Tür. Stille. Es raschelt. Plötzlich steht ein Reh in der Tür. Behutsam streichelt Brossmann über Lillis Kopf. An der Wand hängt ein eingerahmtes Foto. Brossmann mit grauen statt weißen Haaren. Und daneben Bundeskanzlerin Angela Merkel. Beide grinsen aus dem Bild heraus.

Brossmann ist ein bunter Hund. Als er sich Mitte der Achtziger Jahre entscheidet, die „Kastelruther Spatzen“ zu managen, wird der deutsche Schlager brutal von der englischsprachigen Musik verdrängt. „Das war damals eine Krise. Die Leute fanden nur noch das gut, was auf Englisch gesungen wurde“, erzählt Brossmann. Volksmusik war damals totgeweiht. Brossmann, dem Schlagermusik schon immer eine Herzensangelegenheit war, beschließt, sich breiter aufzustellen, um auch in kommerziellen Tälern wie „ein Fels in der Brandung dazustehen“. Also steigt er in den Immobilienmarkt ein, handelt mit Lizenzen, kauft sich einen landwirt-

schaftlichen Betrieb und vermarktet Fernsehsendungen wie „Dahoam is Dahoam“. 1986 passiert das Unglaubliche. Mit dem ersten „Grand Prix der Volksmusik“ verschmilzt die damalige volkstümliche Musik mit dem deutschen Schlager. Eine Entwicklung, die die „Kastelruther Spatzen“ in eine ertragreiche Erfolgsspur brachte. 1990 gewinnen sie den „Grand Prix“. Seitdem räumte das Ensemble aus Südtirol neben rund hundert Goldenen Schallplatten einen Echo nach dem anderen ab, den letzten im Jahr 2010. Der Erfolg scheint ungebrochen, und das, obwohl der volkstümliche Musikmarkt im Bereich CD und TV drama-

Ein anderer ist so simpel, dass er einem ins Gesicht springt: Mit Texten, die in dreieinhalb Minuten eine „herzzerreißende“ Geschichte erzählen, bringen die „Spatzen“ ihre Fans zum Lachen, Weinen oder Tanzen. Musiker sind eben Dienstleister geworden. Sie wissen, was sie ihrem Publikum schulden: Geborgenheit und Schutz vor der schnelllebigen Zeit. Wer glaubt, das könne jede beliebige Volksmusik, der irrt. Die Konkurrenz ist groß und es braucht ein Alleinstellungsmerkmal.

Doch schaffen es die „Kastelruther Spatzen“ mit ihren Heile-Welt-Geschichten auch eine neue, weit aus jüngere Generation zu über-

derübergreifenden „Grand Prix der Volksmusik“ – ein Quotenbringer.

Vor allem in der ehemaligen DDR verspricht sich Beierlein ein großes Fanpotential. Er sollte Recht behalten. Mit dem Lied „Über jedes Bacherl geht a Brückerl“ gewinnt die 13-jährige Stefanie Hertel aus Sachsen 1992 den Titel. Beim „Musikantenstadl“ kommen im Jahr 1990 fast 70 Prozent der Zuschauer aus der DDR.

Beim Gedanken daran, dass er 1970 die Rechte an der „Internationale“ erworben hat, reibt sich Beierlein heute noch die Hände. Ein Bilderbuchkapitalist besitzt die Hymne des Kommunismus und Sozialismus.

Die goldenen Schallplatten an der leuchtend weißen Wand blitzen um die Wette. Hier riecht die Luft nach Erfolg. Man steigt die Marmortreppe bedächtig nach oben, dort, wo ein Mann sitzt, dessen Ruf ebenso zerstörerisch wie vielversprechend ist. Böse Zungen nennen ihn „Schunkel-Baron“, Bewunderer „Erfinder der deutschen Volksmusik“. Hans R. Beierleins Büro liegt im Münchner Stadtteil Schwabing. Neben dem gewaltigen Schreibtisch steht ein Hometrainer. Kaum zu glauben, dass hier jemals ein Schweißtropfen den edlen Teppich berührt hat. Sehr viel besser gelingt die Vorstellung, dass Beierlein an diesem Schreibtisch die Zügel zwischen Musikmarkt, Fernsehen und Vermarktung zusammenhält. Gelassen sitzt der „Vater der Volksmusik“ in einem braunen Ledersofa. „Habt ihr Chinesen in Eichstätt?“, ist seine erste Frage.

Gerne erzählt der 83-Jährige von der Zeit, in der er als Redakteur für die „Abendzeitung“ arbeitete.

”

Das Mädchen hatte den kürzesten Rock der Welt. Die wollte ich mir holen!

Hans R. Beierlein,
Musikproduzent

“

tisch schrumpft. „Mit 15 Millionen verkauften Tonträgern hat sich der CD-Markt auf ein Drittel von dem von vor zehn Jahren reduziert“, seufzt Brossmann. Dafür steige aber die Zahl der Konzerte, die meistens ausverkauft sind.

90 Auftritte hatten die „Kastelruther Spatzen“ im Jahr 2011, darunter auch das dreitägige Spatzenfest von Kastelruth mit 60 000 Besuchern. „Eine bestimmte Zielgruppe lässt es sich eben nicht nehmen, diese Musik zu zelebrieren“, sagt Brossmann. Das ist ein Grund für den Erfolg der „Kastelruther Spatzen“.

zeugen? „Ach, geh weiter“, Brossmann winkt ab. Warum auch? Das habe die volkstümliche Musik noch nie getan.

Nach dem zweiten Weltkrieg stürzt sich die traumatisierte Nation hinein in heile Welten. Die „Original Oberkrainer“ verkaufen mehr Platten als die „Rolling Stones“. In den Achtzigern erobert die Volksmusik das öffentlich-rechtliche Fernsehen und wird zur häuslichen Begleitmusik der Wohlstandsgesellschaft. Profitiert hat davon vor allem ein Mann: Musikproduzent Hans R. Beierlein. 1986 inszeniert er mit den Sendern ZDF, ORF und SRG den ersten län-

Von der ersten Hitparade bis zum letzten Musikantenstadl

1970

1980

1969: Die „ZDF-Hitparade“ geht auf Sendung. Sie gilt als Vorreiter der volkstümlichen Schlagersendungen in Deutschland.

1971: Erstausstrahlung der „Lustigen Musikanten“ im ZDF. 1984 wird die Sendung wieder abgesetzt.

1984: Die Sendereihe „Musikantenstadl“ geht auf Sendung.



Pompöse Showtreppe und künstliche Natur: Volkstümlich sind hier nur noch die Kastelruther Spatzen. Foto: Kastelruther Spatzen

Als der junge Journalist Anfang der Fünfziger Jahre zum „Bayreuther Festspielhaus“ schlendert, entdeckt er das Mädchen mit dem – wie er sagt – „kürzesten Rock der Welt“. „Die wollte ich mir holen“, ruft Beierlein, von dem man sagt, dass er sich schon immer mehr für Damen, als für Wagner interessiert hat. Ob er es getan hat, verrät er nicht. Denn an jenem Abend steigt er zum gefeierten Musik-Kritiker auf, und das, obwohl er keine Ahnung von Wagner-Opern hatte. Beierlein ist eben ein Allrounder. Und genau diese Eigenschaft hat ihn zum erfolgreichsten Musikmacher in Deutschland gemacht.

1959 gründet er den Montana Musik Verlag. Seitdem zählt er Künstler wie Udo Jürgens, Florian Silbereisen oder Stefanie Hertel zu seinen Schützlingen. Er gilt als Erfinder der Kochsendungen und brachte die Volksmusik in das pri-

vat-kommerzielle Fernsehen. Und es kommt noch toller. Beierlein hat einen neuen Markt für die Volksmusik entdeckt: China. Beim letzten „Grand Prix der Volksmusik“ saßen in China rund 800 Millionen Zuschauer vor dem Fernseher.

Ein Prosit auf Chinesisch

Beierlein springt auf und dirigiert die Luft. „Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit“, trällert er, seiner Ansicht nach das berühmteste Volkslied der Welt. „Das Problem ist nur“, murmelt Beierlein und lässt sich langsam wieder ins Sofa sinken, „das ist gar kein Lied, sondern ein Trinkspruch!“

150 000 Chinesen besuchen im Laufe eines Jahres die bayerische Landeshauptstadt München. Die meisten von ihnen gehen in das traditionelle Hofbräuhaus. Oder sie bestellen auf dem Oktoberfest eine Schweinshaxe und hören nebenbei

„Ein Stern, der deinen Namen trägt“ von DJ Ötzi. Vielleicht hat sich der ein oder andere Chinese schon gefragt: Sehr schön hier. Aber von was singen die eigentlich? Genau an diese Chinesen hat Beierlein gedacht, als er Guangya Su aufsuchte, der ein Lied, sein Lied, singen sollte.

Beierlein schlendert zum Telefon neben dem Schreibtisch und drückt ein paar Tasten: „Kerstin, bring uns doch bitte mal die Aufnahme vom Prosit der Gemütlichkeit.“ Fünf Minuten später erfüllt eine kreischende E-Gitarre die Hallen der Montana-Villa. Der brutale Bass bringt die Trophäen über dem Kaminsims zum Zittern. Darüber tönt eine Stimme: „Ganyi bei, ganyi bei, tongtongkuaikuai!“ Zu Deutsch: Ein Prosit der Gemütlichkeit. Nach drei Minuten stoppt Beierlein die Gute-Laune-Fanfare und ruft: „Ist das nicht toll?!“ Auch wenn das Lied befremdlich klingt. Die Zukunft

1986: Der jährliche „Grand Prix der Volksmusik“, eine Koproduktion von ZDF, ORF und SF wird zum Quotenbringer.

1994: Die Sendung „Feste der Volksmusik“ geht auf Sendung.

2000: In der Show „Liebesgrüße mit Marianne & Michael“ werden im ZDF Herzenswünsche erfüllt.

1990

2000

1992: Das Privatfernsehen entdeckt die Volksmusik. RTL und SAT1 schmücken sich mit einer Vielzahl attraktiver Sendungen von „Heimatmelodie“ bis „Feste feiern“.

1998: Auf Hans R. Beierleins Anregung hin verleiht RTL ab sofort „Die Krone der Volksmusik“, eine Art „Grammy der Volksmusik“.

Tradition und Kommerz

Volksmusik ist laut Duden „die im Volk überlieferte und von ihm ausgeübte Musik von nationaler oder landschaftlicher Eigenart“. Doch was ist der Unterschied zur volkstümlichen Schlagermusik? Josef Hornsteiner, Professor an der Münchner Musikhochschule, mit einem Erklärungsversuch.

Gibt es einen Unterschied zwischen Volksmusik und volkstümlicher Musik?

Es gibt keine exakte Unterscheidung zwischen den beiden Musikstilen. Es gibt fließende Übergänge, Grenzbereiche. Doch jeder muss für sich situationsabhängig entscheiden, was für ihn Volksmusik ist. Für mich liegt die Trennlinie zwischen Kommerz und



Nichtkommerz. Ich kann als Volksmusikant für mich und Freunde spielen, dann ist das wunderbar, und wenn es ein bisschen Aufwandsentschädigung gibt, ist auch das in Ordnung. Wenn ich jedoch Volksmusik mache, um möglichst viel Geld zu verdienen, dann ist das kommerziell. Aber die Übergänge sind auch da fließend.

Musikexperten regen sich immer auf, wenn Journalisten Volksmusik und volkstümliche Musik verwechseln – zu unrecht also?

Der Begriff Volksmusik ist nicht so einfach fassbar. Denn wenn

man Volksmusik definieren will, muss man erst den Begriff Volk fassen können. Und das Volk besteht aus verschiedenen Gruppen, sozial, politisch, gesellschaftlich. Die Volksmusikwissenschaftler haben es aufgegeben, Volksmusik zu definieren.

Haben Sie ein Beispiel für ein Lied, das nur der Volksmusik oder nur der volkstümlichen Musik zugeordnet werden kann?

Ich empfehle Ihnen: Gehen Sie in ein Fußballstadion und hören Sie sich mal an, was die Fans dort singen. Wenn da 50 000 im Chor das gleiche Lied singen, wird der Song berühmt und macht einen Haufen Geld. Das wäre für mich ein Beispiel für Volksmusik.

Hören oder sehen Sie sich noch volkstümliche Schlagersendungen an?

Fast gar nicht. Da stört mich einfach der starke Fokus auf das Kommerzielle. Mich hat einmal ein Student gefragt: Schaust Du auch immer die Sendung mit dem Karl Moi an? Da habe ich geantwortet: Wieso Moi? Der heißt doch Moik? Ach, meinte der Student, so lange habe ich mir das noch nie angesehen.

der Volksmusik liegt nicht nur in Deutschland, der Schweiz oder Österreich. Beierlein exportiert Volksmusik nach China, und China nach Deutschland.

Als ein guter Freund Beierleins eines Abends die Bemerkung fallen ließ, Unterhaltung sei die untere Haltung, habe er diesem Freund sofort seine Meinung gesagt. Unterhaltung ist für Beierlein seine ganz persönliche Heimat und Teil des Lebens. Die wichtigste Unterhaltung ist und bleibt die Musik. Fröhliche Musik, Volksmusik. Beierlein spreizt die Finger und ruft: „Wer glaubt, dass die Volksmusik je tot sein könnte, der macht einen großen Fehler.“

Digitale Konkurrenz

In den neunziger Jahren erlitt die volkstümliche Musikbranche ihre größten Rückschläge. Die Computer-Nutzer lernten CDs zu brennen und sich Musik downzuloaden. Eine Katastrophe für den gesamten Musikmarkt. Zudem distanziert sich auch das Fernsehen zunehmend von der Volksmusik.

Musikprofessor Martin Lücke von der Münchner Macromedia-Hochschule für Medien und Kommunikation forscht zu diesem Thema. In einer Sendung des Bayerischen Rundfunks warnt er TV-Sender davor, volkstümliche Musiksendungen abzusetzen. „Wenn diese Form der Vermarktung wegfällt, leidet die gesamte Volksmusikbranche darunter.“ Vergleicht man die Umsatzzahlen der Jahre 2001 und 2012, wird klar, dass sich der Umsatz von etwa 60 Millionen auf weniger als 30 Millionen Euro halbiert hat. Lücke hat eine plausible Erklärung: Die Branche habe es versäumt, sich ein neues, zeitgerechtes

2004: Carmen Nebel verlässt die „Feste der Volksmusik“ und moderiert ihre Sendung „Willkommen bei Carmen Nebel“ im ZDF.

2009: RTL 2 führt das Konzept der „ZDF-Hitparade“ in der Show „Die neue Hitparade – Wir singen deutsch“ fort.

2000

2000: Sendeaus für die „ZDF-Hitparade“. Nach 368 Folgen wird die Produktion mangels Zuschauer eingestellt.

2006: 60 Tage nach ihrer heimlichen Hochzeit in Florida holen Stefanie Hertel und Stefan Mross ihre kirchliche Trauung nach.

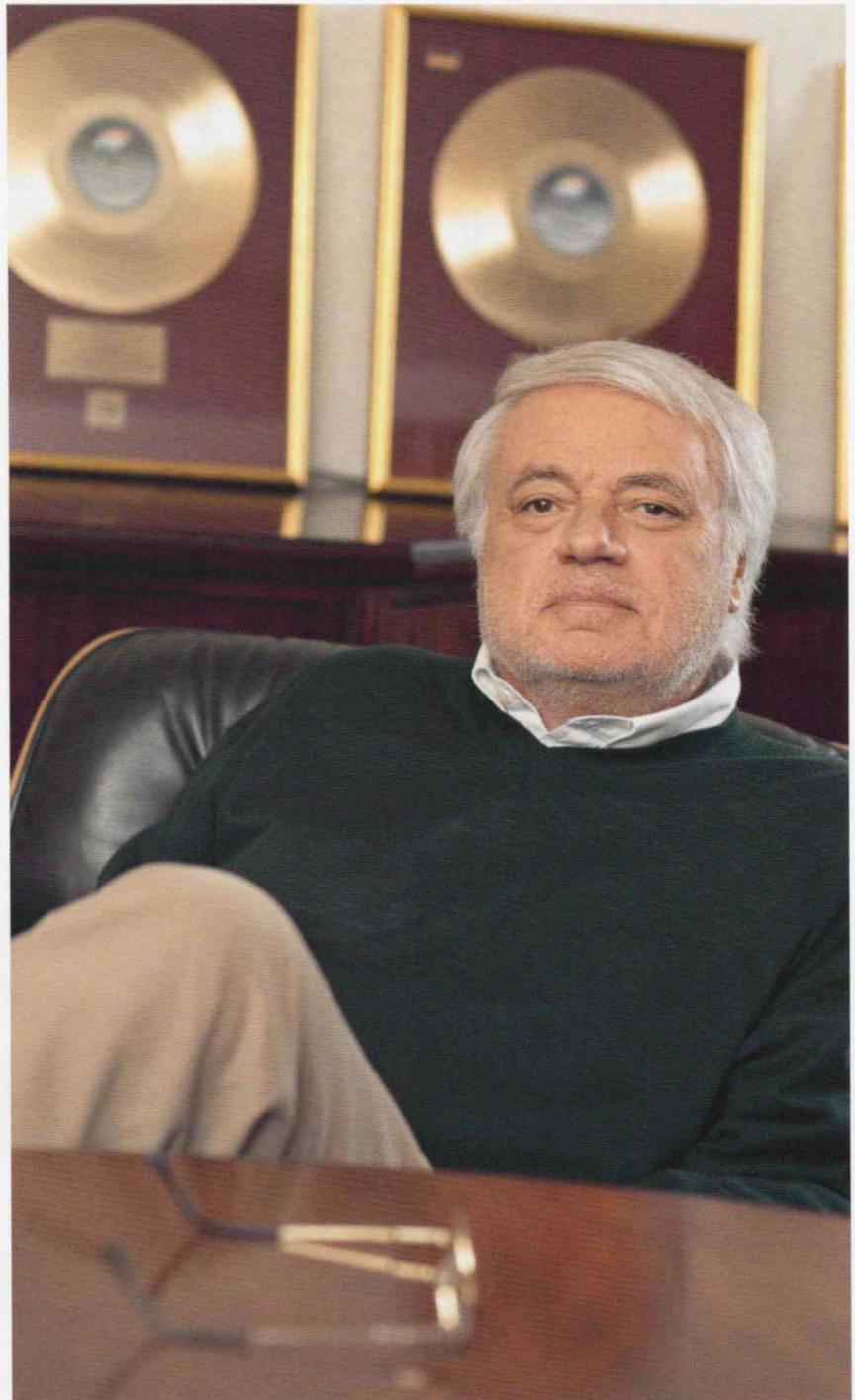
Image zuzulegen. Das Ergebnis: immer weniger Menschen können sich mit dem Volksmusikangebot im Fernsehen identifizieren.

Auch die Musikindustrie scheint der Volksmusik den Rücken zu kehren. Der Rückgang beim Plattenverkauf erklärt sich nicht allein aus den Möglichkeiten des Internets. Der Musikgeschmack der Gesellschaft hat sich verändert. Beierlein definiert Volksmusik als „Musik für das Volk“. Seiner Meinung nach müsse sich die Musik mit der Transformation des Volkes verändern.

Genau das hat die Plattenfirma „Koch Universal Music“ getan und sich mit dem Label „Wildwechsel“ neu positioniert: Eine Heimat für „wilde Bands, die den Wechsel der Generationen in Sachen Volksmusik hin zur alternativen Musik für das Volk“ vorantreiben möchten. Auch die „Ziehgäuner“ aus dem Bayerischen Wald haben dort Unterschlupf gefunden.

In einem Zirkuszelt bei Regensburg tanzen und taumeln Jung und Alt. Das Schlagzeug gibt mit einem wilden Rhythmus den Takt vor, die Gitarre fetzt halsbrecherische Tonleitern. Vor der Bühne wetzten sich halb nackte Männer mit Dreadlocks die Füße wund. „Auf geht's Buama back mas, damma Negl mit Kepf macha!“, singt der Frontmann. Seine verschwitzten Locken kleben ihm an der Stirn. Er hebt die Trompete und plustert die Backen auf. Noch ein kurzer Blick zum Posaunisten, der sein blechernes Instrument schon in Spielposition hält. Dann schmettern die Beiden ein oberton-gesättigtes Gedudel in die tanzende Masse.

Was sich anhört wie ein wilder Balkan-Tanz, ist dort entstanden,



Plattenkönig der deutschen Volksmusik: Hans R. Beierlein. Foto: Armin Brosch

2010: Florian Silbereisen schaut zu tief ins Glas und randaliert auf dem Weihnachtsmarkt in Passau.

2011: Das Traumpaar der Volksmusik, Stefanie Hertel und Stefan Mross, geben ihre Trennung bekannt.

2012: Der „Musikantenstadl“ soll abgesetzt werden. Grund: schlechte Quoten.

2010

2010: Der „Grand Prix der Volksmusik“ wird nach 25 Jahren im ZDF abgesetzt. Begründung: Die Zuschauer sind zu alt.

2011: Aus für „Liebesgrüße mit Marianne & Michael“ im ZDF.

wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen: in Viechtach im Bayerischen Wald. Die „Ziehgäuner“ sind fünf junge Musiker in Lederhose und Haferlschuhen. Bei einem Trip durch Südeuropa kommt ihnen die Idee, ihr wunderbares Niederbayerisch mit dem zu kombinieren, was sie gerne hören: Rock, Reggae, Ska. Vergangenes Jahr erschien ihre erste CD „Negl mit Kepf“, seitdem haben sie 4000 Tonträger verkauft. Mit Songs wie „Herta, gib's ma härter“, oder „Ganz oda goa ned“ fetzen Matthias, Ben, Stefan, Jakob und David durch mitreißende Rhythmen. Dabei erzählen sie eigentlich nur von ihrer eigenen Heimat. Ist das die „neue Volksmusik“?

Die „Ziehgäuner“ stehen zu ihrer Herkunft und ihrem Dialekt. Aber Volksmusik, damit kann sich die Band nicht identifizieren. Dem Manager Rainer Tarara (63) platzt bei dem Begriff „neue Volksmusik“ der Kragen. „Das sind authentische Jungs aus dem Bayerischen Wald, die

schweißtreibende Musik machen!“ Trotzdem verbinden viele Fans die fünf Burschen aus Viechtach mit „Blosmusi“ und „Bayerischem Reggae“. Es läuft gut für die „Ziehgäuner“. Noch kommt das meiste Geld über Konzerte rein. Ende 2013 soll das zweite Album erscheinen.

„Solche Bands haben eine Chance“, sagt Beierlein. Und er muss es wissen. In seinen Augen sollte es für jedes Alter Volksmusik, Schlager oder Chansons geben. Die jüngste Künstlerin beim Montana Musik Verlag ist erst 13 Jahre alt und hat chinesische Wurzeln. „Unsere Aufgabe ist es, dass wir an die jungen Leute herankommen“, sagt Beierlein. Mit „wir“ meint er die Musikindustrie. Daher würde er es auch nicht scheuen, eine Sendung wie „Deutschland sucht den Superstar“ zu konzipieren. Deutschland sucht den Supervolksmusiker. „Warum nicht“, sagt Beierlein, „wenn es gut gemacht ist, wird das ein riesiger Erfolg.“ Doch plötzlich

wird sein Gesicht sehr ernst, und er beugt sich nach vorne. „Aber biteschön ohne großes Trallala und Hopsasa, sondern mit echter Volksmusik!“

Das Saxophon dudelt, die Trompete jauchzt, die Gitarre macht „schrumm, schrumm“. Beim „Musikantenstadl“ in Fribourg herrscht Ekstase. Norbert Rier hält das Mikrofon ganz nah an seinen Mund und singt. „Können wir beide uns blind versteh'n - unsere Wege gemeinsam geh'n“ - ein Blick in die Zuschauerreihen und es wirkt, als wüsste er, dass er und die nächste Generation nicht gemeinsam gehen werden. ●

Mitarbeit: Johannes Rautenberg
und Eleonora Hamburg

www.einsteins-magazin.de



Für ein Interview mit dem Manager der Kastelruther Spatzen, Helmut Brossmann, QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.

Anzeige

**Stadttheater
Ingolstadt**



» ~ ~ Mit
**Herz und
Verstand** «

»Sechs sells«

Für SchülerInnen, Studierende und Auszubildende: Sechs Gutscheine können erworben werden, die für alle Eigenproduktionen des Stadttheaters eingelöst werden können, egal in welcher Spielstätte, zu (fast) jedem Termin. So kann der eigene Spielplan frei gestaltet werden und das bei einem unschlagbar günstigen Preis. Die Gutscheine sind übertragbar! (Gültigkeit eine Spielzeit. Ausgenommen sind Premieren, Vorstellungen auf der Freilichtbühne und die Silvestervorstellungen.)

Last-Minute-Ticket

Für Spontane: An der Abendkasse erhalten SchülerInnen, Studierende und Auszubildende ab 10 Minuten vor der Vorstellung ein Last-Minute-Ticket zum Einheitspreis von 5,- Euro auf allen noch verfügbaren Plätzen!

Stadttheater Ingolstadt
Schlosslande 1
85049 Ingolstadt

Theaterkasse
(0841) 305 47 200
www.theater.ingolstadt.de

HEIMATLIED**von Sportfreunde Stiller**

„Denn hier bist du Mensch, hier darfst du's
wirklich sein.“ – Die Sportfreunde zitieren im
Refrain Goethe und spielen auch in diesem
Song auf ihr Lieblingsthema Fußball an.

HOME von Michael Bublé

Der Mann mit den Stimmbändern aus Samt singt eine seiner klassischen
Schmalz-Nummern. Er will gar nicht von Menschen umringt sein und in
der Weltgeschichte herumfahren. Sondern einfach nur nach Hause.

ZU HAUSE von Prinz Pi

Prinz Pi lästert über Modestudenten und die ganzen »westdeutschen Huren«. Denn wenn es um
Berlin geht, versteht Prinz Pi keinen Spaß. Er liebt an seiner Stadt »jeden schieß Zentimeter«.

WER HAT MIR AUF DIE SCHUHE GEKOTZT von Clickclickdecker

„Fahr mich einfach nach Hause“, heißt es im Refrain. Dieses Gefühl kennt vermutlich jeder, der nach
einer durchzechten Nacht kilometerweit vom eigenen Bett entfernt ist.

HEIMAT von Herbert Grönemeyer

Man kann über Grönemeyer sagen was man will, aber die große Geste beherrscht er wie kein
Zweiter. »Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl!« Wer will da noch widersprechen?

Heimat zum Hören

Pop, Rock, Rap: Musiker aus allen Genres besingen
ihr Zuhause. Hier ist die Einsteins-Playlist ^(fl)

MY HOMETOWN von Bruce Springsteen

Die Geschichte eines Jungen und seiner Heimatstadt. Der Junge wird zum Mann,
seine Stadt stirbt. »The Boss« Springsteen packt in dieser ruhigen Nummer eine ganze
Lebensgeschichte in wenige Zeilen.

SWEET HOME ALABAMA von Lynyrd Skynyrd

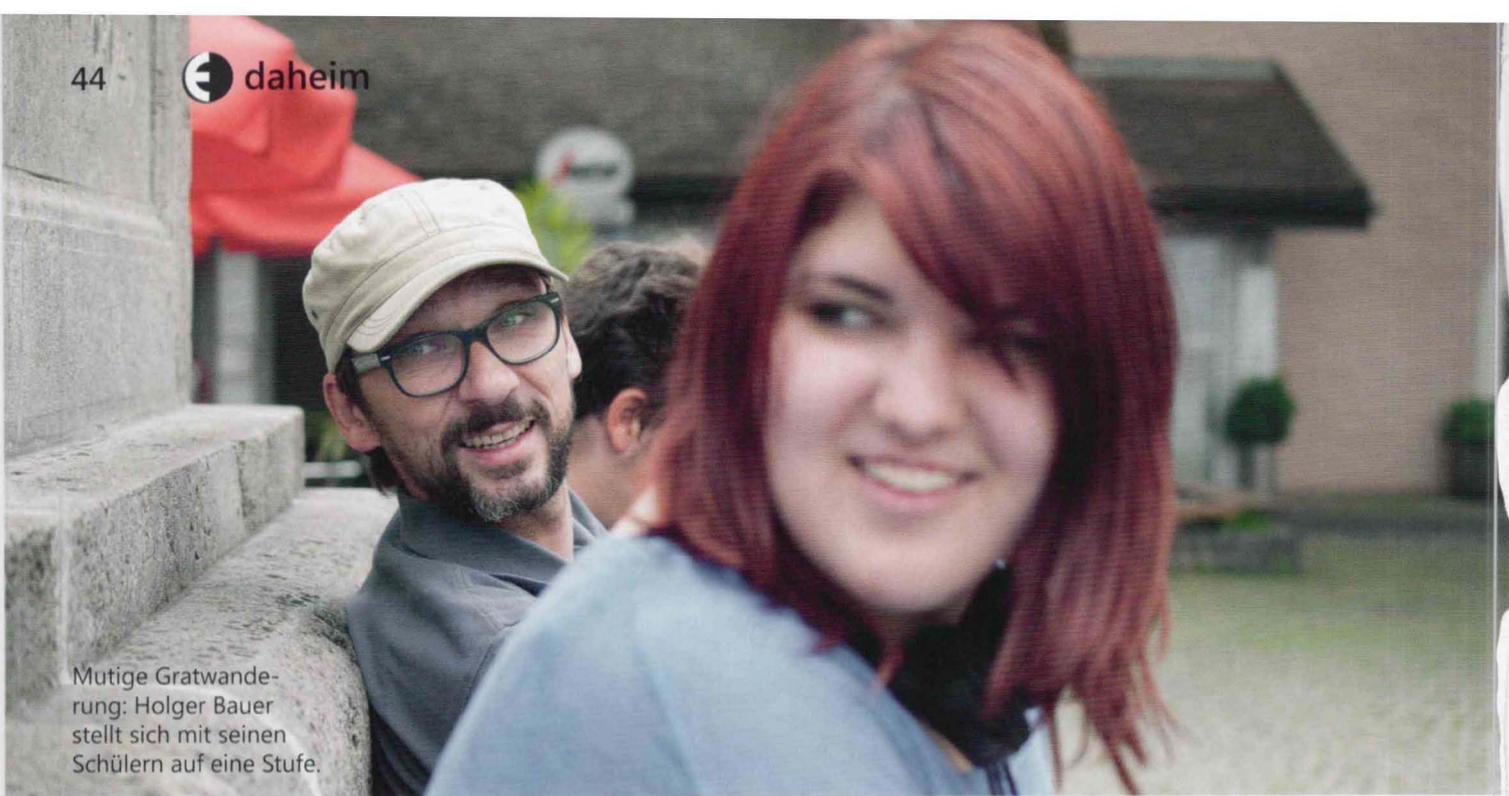
Der Patriotismus-Overkill. Lynyrd Skynyrd wickeln ihren Song fest in die Südstaatenflagge ein
und schwenken sie bis zum Gehnichts. Das ist keine zarte Heimatballade mehr, sondern
eine klare Ansage. Und nach diesem Lied hat es auch der Letzte kapiert: Gegen Alabama soll
der Rest gefälligst einpacken.

BAYERN, DES SAMMA MIA von Haindling

„Mir kannst no a Weißbier bringa!“ Und: „Seid's freindlich hob i gsagt!“
Mit ihren dezenten Hinweisen erinnert die niederbayerische Band
Haindling daran, dass man nicht unbedingt ständig grantig sein muss,
um sagen zu können: „Bayern, des samma mia!“

FÜRSTENFELD von STS

Kein Volksfest ohne Fürstenfeld.
Die Österreicher packt das Heim-
weh und die große Stadt verliert
ihren Reiz. Wohin soll's jetzt gehen?
Na, hoam nach Fürstenfeld
natürlich!



Mutige Gratwanderung: Holger Bauer stellt sich mit seinen Schülern auf eine Stufe.

Ey, Alter!

Der Eichstätter Berufsschullehrer Holger Bauer spricht mit seinen Schülern im Jugendslang und will so den Zusammenhalt in der Gruppe fördern. Seine Methode ist jedoch umstritten.

Text: Christian Schinko und Yves Simon / Foto: Verena Menauer

Alter, wir checken los!", ruft Holger Bauer in die Runde. Seine fünf Kursmitglieder schlendern hinterher. Heute steht Geocaching an, eine GPS-gesteuerte Schnitzeljagd. Den Weg weist ein handygroßes gelb-schwarzes Gerät. Eine Art elektronischer Kompass, in den man die Zielkoordinaten eingibt, die zu einem Schatz führen. Im Internet finden die Schatzsucher die entsprechenden Zielkoordinaten. Die werden dann in das GPS-Gerät eingegeben. Auf der Strecke sind häufig auch Hinweise versteckt, wo genau der Schatz am Zielort liegt. Und um fündig zu werden, ist es wichtig, dass sich die Gruppe gut abspricht. „Ey, was geht'n? Ich peil das Teil hier gar nicht“, mault Arthur. „Schau halt auf den Schirm, Alter“, mault Holger Bauer zurück.

Bauer unterrichtet an der Staatlichen Berufsschule in Eichstätt und unterscheidet sich vor allem in einer Hinsicht von seinen Kollegen. Wenn der 40-Jährige mit seinen Schülern spricht, dann verwendet er deren Sprache: Jugendslang.

Seine Schüler sitzen die halbe Woche im Unterricht – die restlichen Tage verbringen sie in einem Betrieb, um ein Praktikum zu machen. In der Schule sollen die Jugendlichen die nötigen Umgangsformen erwerben, damit sie in einem der Unternehmen unterkommen. Für viele aus der Gruppe ist die Berufsschule der letzte Rettungsanker. Denn ohne die Schule und die Praktika hätten sie keine berufliche Perspektive.

Deshalb gehört zur Schulausbildung an der Berufsschule in Eichstätt auch die Förderung der deutschen Standardsprache. Und

dafür ist Holger Bauer eigentlich zuständig. Er selbst spricht jedoch Jugendslang. „Ich will den Schülern einen Spiegel vorhalten. Die müssen erkennen, wie bescheuert es klingt, wenn ein Erwachsener so spricht. Sonst wird das beim Vorstellungsgespräch echt schwierig“, erklärt Bauer. Dank seiner besonderen Herangehensweise kommt er leichter an seine Schüler heran. Der Vorteil: Bauer wird als Kumpel gesehen. Das klappt gut – so beliebt wie er ist keiner seiner Lehrerkollegen.

Der stellvertretende Schulleiter Wendelin Ferstl sieht die Methode dennoch kritisch: „Natürlich kann es sein, dass man damit besser an die Leute herankommt. Ich bin mir aber nicht sicher, ob jeder Jugendliche versteht, dass der Kollege Bauer ihnen nur einen Spiegel vorhalten will. Es könnte auch missverstanden

werden, als ob man als Erwachsener immer noch so redet.“

Eigentliches Ziel des Kurses ist es, die Kommunikation der Jugendlichen zu verbessern. Das soll mit Frontalunterricht funktionieren – aber auch mit praktischen Übungen. Eine davon ist das Geocaching. Die Spieler müssen sich dabei gemeinsam absprechen, wenn sie den Schatz finden wollen. Aber wäre es im Hinblick auf die Jobsuche nicht sinnvoller, ihnen die Umgangssprache abzugewöhnen?

„Wer im Beruf nur halbwegs erfolgreich sein will, muss diesen Slang ablegen. Sonst wird das nichts“, sagt der Sprachwissenschaftler Helmut Glück von der Universität in Bamberg. „Wer Jugendslang wie zum Beispiel Kiezdeutsch spricht, wird meistens als Mitglied der sozialen Unterschicht wahrgenommen.“ Außerdem: „Der Lehrer muss da selbstverständlich mit gutem Beispiel vorangehen und normales Deutsch sprechen!“

Holger Bauer kann das nicht nachvollziehen. „Die Schüler können sich auch schon mal für kurze Zeit zusammenreißen und normales Deutsch sprechen.“ Allerdings würden die meisten bestimmte Ausdrücke auch dann verwenden, wenn sie normal sprechen.

Heike Wiese kann Holger Bauers Ansatz nur teilweise nachvollziehen. Sie lehrt an der Universität Potsdam und hat die Jugendsprache Kiezdeutsch unter die Lupe genommen. Kiezdeutsch ist die wohl bekannteste Form des Jugendslangs in Deutschland. Ausgehend von seinem Ursprungsort Berlin verbreitete sich Kiezdeutsch über ganz Deutschland. Für Wiese ist Kiezdeutsch ein neuer Dialekt, der nicht regional gebunden ist. Wiese kämpft gegen das Vorurteil, dass Jugendsprache automatisch sozialer Benachteiligung gleichgesetzt wird. „Wer Kiezdeutsch spricht, muss nicht automatisch aus der Unterschicht oder aus dem Ausland kommen. Oft sind es auch viele Jugendliche aus Deutschland ohne Migrationshintergrund, die in multi-

ethnischen Vierteln aufgewachsen sind und diesen Dialekt sprechen.“ Sie findet es deshalb wichtig, im Unterricht über Jugendsprachen zu diskutieren. Holger Bauers Methode geht für sie aber zu weit: „Das bedeutet nicht, dass der Lehrer selbst auch in der Jugendsprache unterrichten soll. Das ist Unsinn. Im Unterricht muss Standarddeutsch gesprochen werden, um die Schüler für das spätere Berufsleben vorzubereiten.“

Den Berufsschülern aus Eichstätt steht mittlerweile der Schweiß auf der Stirn. Am Himmel braut sich ein saftiges Gewitter zusammen. Das T-Shirt von Arthur klebt am

”

Ich will den Schülern einen Spiegel vorhalten.

Holger Bauer,
Berufsschullehrer

“

Körper. „Das Scheißding ist voll im Arsch. Alter, wo müssen wir jetzt hin?“, meckert er und wirft einen kurzen Blick auf das GPS-Gerät. Bauer klopft Arthur auf die Schulter. „Lass mal rüberwachsen!“ Er greift nach dem Apparat. „Läuft doch, du Knecht.“ – „Der Crackhead hat's halt voll drauf, Alter!“

Holger Bauer alias Crackhead, hat seinen Spitznamen schon in der ersten Kursstunde von den Schülern verpasst bekommen. „Weil der Bauer da so drauf war, als hätte er Crack geraucht“, erklärt Klassensprecher Arthur. „Der hat voll gechillt. Das fanden wir geil!“

In solchen Situationen kreieren die Jugendlichen völlig neue Wörter und bauen sie in ihren Sprachgebrauch ein. So kommt es, dass andere Gruppen diese Wörter nicht verstehen, auch wenn die Grundsprache die Gleiche ist. Dazu gehören Sprüche wie „Du bist Düssel-

dorf“, was so viel bedeutet wie „Du bist der Coolste“.

Mit der Zeit hat sich in der Klasse ein gewisser Zusammenhalt entwickelt – getragen von der Sprache. „Unseren Slang hauen wir vor allem in der Gruppe raus“, sagt Arthur. „Deshalb finden wir auch den Bauer so geil: Da können wir endlich mal die Sau rauslassen.“

Neben dem Jugendslang trägt auch Bauers Schlabberlook zum lässigen Erscheinungsbild bei. Mit seiner beigen Kappe, Nerd-Brille und wild gewachsenem Bart sieht er aus wie ein Streetworker. Für seinen Lehrerkollegen an der Berufsschule, Ulrich Hauptstock, kommt Jugendslang nicht infrage. „Das widerspricht sich komplett. Ich trage Anzug und Krawatte. Da kann ich keinen Jugendslang sprechen.“ Trotzdem ist er froh, dass Holger Bauer im Kollegium ist. Denn: „Wir haben ja wirklich schwierige Fälle an der Berufsschule. Da ist es gut, dass es Leute mit neuen Ansätzen gibt, die sich nicht krampfhaft an den Lehrplan klammern. Wichtig ist doch nur, dass sich die Schüler am Ende gut in der Gesellschaft zurecht finden.“

Inzwischen fischt Arthur im strömenden Regen eine graue Dose von einem Parkscheinautomaten herunter. Darauf klebt eine Spielfigur aus Plastik. „Geil! Cooles Teamwork, ey!“, freut sich Bauer. Der Rest der Gruppe drängt sich unter einem Regenschirm. „Alter, lass uns abziehen. Es pisst ja voll!“, sagt Bauer. Seine Brille ist gesprenkelt mit Regenspritzern. Er zieht den Schirm seiner Kappe tief ins Gesicht. Dann marschiert Bauer los. Zurück in Richtung Berufsschule. Nach wenigen Metern fällt ihm noch was ein: „Ey, hat vielleicht noch jemand 'ne Kippe für mich?“

www.einsteins-magazin.de



Schwäbisch, Bayerisch oder Berlinerisch: Wer spricht wie? Für das große Dialektquiz QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.

Kiezdeutsch kontrovers

Heike Wiese ist Sprachwissenschaftlerin an der Universität Potsdam. Kiezdeutsch, das vor allem in multiethnischen Wohngebieten gesprochen wird, ist Schwerpunkt ihrer Untersuchungen. In dem Buch „Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht“ kämpft Wiese gegen das Vorurteil, Kiezdeutsch sei primitives und verunstaltetes Deutsch.



Helmut Glück ist Professor für Sprachwissenschaft und Deutsch an der Universität Bamberg. Glück befasst sich in seinen Studien unter anderem mit der deutschen Sprache als Fremdsprache. Seiner Ansicht nach ist der Jugendslang Kiezdeutsch sowie Heike Wieses Forschung dazu kritisch zu bewerten.

Wie definieren Sie Dialekt?

Wiese: Ein Dialekt ist eine Form, die sich von anderen Sprechweisen innerhalb der gleichen Sprache unterscheidet und in sich systematisch ist. Er hat charakteristische Besonderheiten auf der Ebene von Wortschatz, Aussprache und Grammatik, die ihn von anderen Dialekten und der Standardsprache unterscheiden. Traditionell wurden Dialekte regional definiert, heute findet man aber auch nicht-regionale Varianten.

Glück: Ein Dialekt ist eine Sprechweise, die eine bestimmte Region prägt. Es kommt ganz entscheidend auf den geographischen Raum an.

Sind Jugendslangs wie Kiezdeutsch für Sie Dialekte?

Wiese: Kiezdeutsch ist kein „Slang“, sondern ein Dialekt. Es hat Erweiterungen im Wortschatz, Aussprachebesonderheiten und auch einige grammatische Eigenheiten, die es vom Standarddeutschen unterscheiden.

Glück: Nein, denn Kiezdeutsch wird vor allem von sozial benachteiligten Jugendlichen gesprochen. Es ist eher ein Soziolekt. Zudem ist die Sprechsituation ganz entscheidend dafür, ob Jugendliche diesen Slang in ihrer Alltagssprache anwenden oder nicht.

Halten Sie es für sinnvoll, im Jugendslang zu unterrichten?

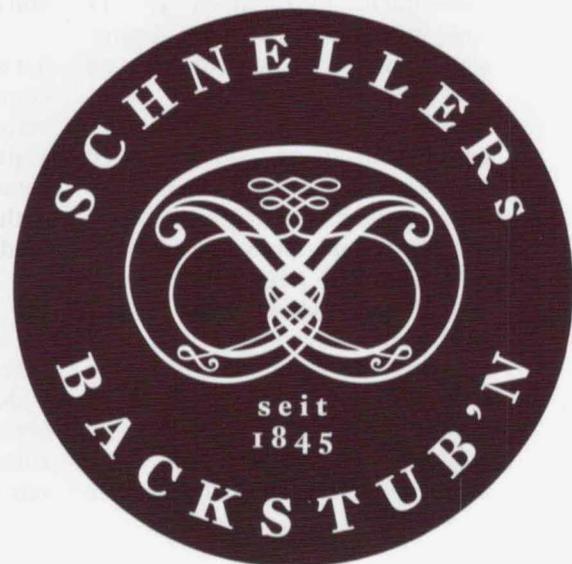
Wiese: Nein. Sinnvoller wäre es Jugendsprachen und neue Dialekte wie Kiezdeutsch als Thema im Unterricht zu behandeln. Dadurch kann das Selbstvertrauen der Schüler gestärkt und das Interesse an Grammatik geweckt werden. Damit bekommen die Schüler auch mehr Lust, Standarddeutsch zu lernen.

Glück: Wenn Jugendliche im Beruf Erfolg haben wollen, müssen sie ihren Slang ablegen. Deshalb spricht nichts dafür, dass der Lehrer Kiezdeutsch spricht und damit ein schlechtes Beispiel abgibt. (cg.cs)

Anzeige

Schnellers Backstub 'n

*vielfältiges Brotsortiment ausschließlich
mit hauseigenem Natursauerteig gebacken,
große Auswahl an Kleingebäck,
feine Kuchen und Torten*



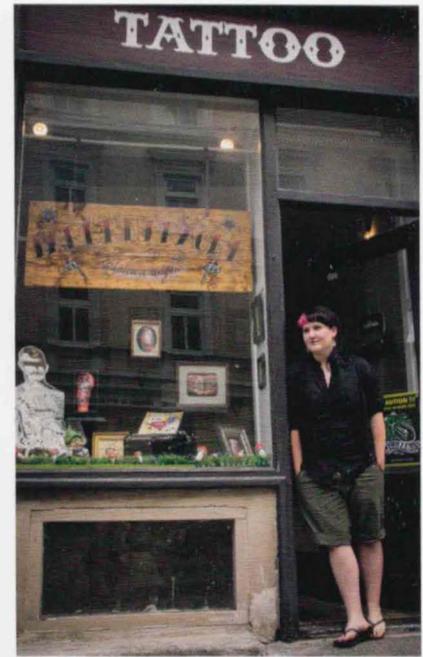
Weißburger Straße 25 Tel. 08421/2608
www.schnellers-backstubn.de



Für die Künstlerin ein Symbol Münchens: der „Muhackl“, hier auf einem Männerarm. *Foto: Miriam Frank*

Tinte ist dicker als Blut

Hirschgeweih statt Arschgeweih:
Miriam Frank
tätowiert
Heimatmotive.



Seit eineinhalb Jahren tätowiert Miriam Frank im Laden „Farbenpracht“

Foto: Marina Brafa

Eine Häuserreihe in der Münchner Maxvorstadt: Hinter der Holztür mit dem Glasfenster hängt keines der üblichen, grellen Schilder, die andeuten, was sich drinnen verbirgt. Über dem Eingang prangt der Schriftzug „Tattoo“ - der einzige Hinweis, welcher Arbeit Miriam Frank in den kleinen Räumen der Heßstraße 88 nachgeht. Hingen an der Wand im Laden keine Motive, man würde nicht denken, dass im Hinterzimmer Tattoos gestochen werden. „Farbenpracht“ ist kein gewöhnlicher Tattoo-Laden. Ed-Hardy-Geprotze und Spontan-Tattoos gibt es hier nicht. Die Kunden kennen den Laden und Miriams Stil. Sie reduziert auf das Wichtigste und hat ihren eigenen Geschmack.

Ein Interview im Café? Warum nicht. Miriam bestellt sich eine Maracuja-Schorle. Die Grafik-Studentin ist in München geboren und fühlt sich hier pudelwohl: „Das ist meine Heimat, hier habe ich schöne Erinnerungen.“ Während des Studiums hat sie angefangen, Tattoos zu stechen. Dabei fiel ihr auf, dass viele Motive aus anderen Ländern geklaut sind: Skulls aus Mexiko, Kois aus Japan. „Warum tätowieren wir nichts aus unseren Gefilden?“ - eine Frage, mit der sich Miriam in ihrer Bachelorarbeit beschäftigte.

Hast Du selbst ein Heimat-Tattoo am Körper?

Ich habe mir einen Zeppelin tätowieren lassen, aber ein Heimat-Motiv habe ich noch nicht. Ich könnte mir aber vorstellen, einen Wolpertinger stechen zu lassen - oder Stifte. Die sind für mich wie Heimat, weil sie in meinem Privatleben und in meinem Beruf total wichtig für mich sind. Wenn ich keinen Stift dabei habe, fehlt etwas.

Welche Heimat-Motive hast Du schon gestochen?

Zum Beispiel eine Brezel, einen Muhackl (gerissener Schlawiner in Lederhose, Anm. d. Red.), ein Lebkuchenherz, eine Kuh oder einen Wolpertinger (aus verschiedenen Tieren gekreuztes Wesen, Anm. d. Red.). Letztens habe ich einem Mann sogar ein Holzbein tätowiert - das Bein hat jetzt eine ziemlich realistische Holzmaserung. Meine Motive sollen kein Klischee oder Modetrend sein, sondern einen Bezug zur Person haben.

Ist es das ultimative Heimat-Bekenntnis, sich einen Wolpertinger oder eine Brez'n stechen zu lassen?

Nein. In Japan ist zum Beispiel der Koi-Fisch das klassische Motiv und stark mit der Kultur dort verbunden. Aber wenn sich hier jemand einen Fuchs stechen lässt, hat das meistens nichts mit Heimat zu tun.

Und wenn ein Kunde ein Heimat-Tattoo haben möchte, aber keine klaren Vorstellungen vom Motiv hat?

Beratung ist natürlich wichtig, um herauszufinden, womit meine Kunden Heimat assoziieren. Zurzeit wollen viele Leute Motive, die sich mit ihrer Person auseinandersetzen. Vor kurzem habe ich einer Krankenschwester sogar Bilder von Viren und Verbandsmaterial tätowiert.

Gibt es Motive, die Dir zu kitschig sind?

Ich tätowiere jedes Motiv, egal wie klischeehaft es auch ist. In Japan gibt es eine Inflation von Kirschblüten-Tattoos, wieso sollte man also in Deutschland nicht Edelweiß tätowieren?

(mb)



„Edelpreiß“: **Dirndl** Moser Salzburg 229,90 €, **Tasche** Dirndltasche 79,95 €, **Gürtel** Hammerschmidt 49,95 €, **Haarreif** Bijou Brigitte 4,95 €, **Armband** Thomas Sabo 49,95 €, **Anhänger** Erbstück von Oma Gitte, **Poloshirt** Pleamle 59,95 €, **Halstuch** Hammerschmidt 5,00 €, **Schuhe** Ara 109,95 €.

Hoch-Couture

Die traditionelle Tracht aus den Alpen ist großstadtauglich geworden.

Text und Fotos: Janneke Menzel und Verena Menauer

Geschnürte Stiefel, Lederriemen und grobe Strickpullover: Ob in Hamburg, München oder Berlin – ländliche Accessoires sind aus den deutschen Metropolen fast nicht mehr wegzudenken.

Alpenshick heißt Abenteuer: Der Berg ruft und verheißt Freiheit und Höhenluft. Diese Aufstiegssehnsucht bringt Traditionelles wieder zurück in die Kleiderschränke. „Welche Modetrends sich durchsetzen, das hängt immer von den

gesellschaftlichen Entwicklungen ab“, sagt Susanne Müller-Elsner, Studiendekanin der Akademie für Mode und Design in Hamburg. „Wenn sich eine Nation im wirtschaftlichen Aufschwung befindet, ist Raum und Geld für Experimentelles, Synthetik und grelle Farben vorhanden.“

In Zeiten der Wirtschaftskrise sehnt sich der Kunde nach Beständigem. „In der Mode setzt man dann auf traditionelle Materialien wie Nubukleder, Leinen und Horn,

allerdings in modernen Schnitten.“ Zudem sind Trachtenmoden wie Janker und ausladende Blusen zuletzt in den späten achtziger Jahren ein modisches Thema gewesen. Müller-Elsner sagt: „Da wurde es Zeit, nach den Neonfarben und engen Hosen, nun auch das Traditionelle aufzugreifen.“

Der kernig-lässige Alpenlook ist längst Kult und Statussymbol geworden. Eine Mode, die jederzeit tragbar ist, auch im norddeutschen Flachland.



Schuhe Akira 89,90 €, **Unterhose** Tu Felix Austria 39,95 €, **Gürtel** Hammerschmidt 49,95 €, **Hose** Bogner 144,95 €, **Flaschenöffner** Erbstück von Opa Hans, **Mütze** Stetson 135,30 €, **Hemd** Marc O'Polo 79,95 €, **Hausschuhe** Adelheit 29,95 €.

Geweihte Bierfahnen

Ausnahmezustand in einem niederbayerischen Dorf: Die Feierlichkeiten zur Fahnenweihe versetzen die Einwohner in Dauerrausch. Eine wahre Geschichte.

Eine Glosse von Korbinian Eisenberger

Wenn im niederbayerischen Frauntadelstein, das in Wirklichkeit anders heißt, ein Verein Jubiläum hat, befindet sich das Dorf im Ausnahmezustand. Alle 78 Frauntadelsteiner feiern dann Fahnenweihe. So richtig fahnatisch werden die Frauntadelsteiner, wenn es um den wichtigsten Verein im Dorf geht: die Freiwillige Feuerwehr, bei der die gebrechliche Dorfälteste seit ihrer Geburt vor 97 Jahren Mitglied ist. Ihr und den übrigen Frauntadelsteinern bleiben jetzt drei Tage Zeit, um das straffe Programm der Fahnenweihe zu bewältigen. Ein seltener Höhepunkt für den Pfarrer, denn sein Gotteshaus ist so voll wie

sonst nur an Heiligabend - des Pfarrers ganz persönliches Fahnenweihe-Nachten.

Einige ältere Frauntadelsteiner kennen die Zeremonie in der Kirche schon recht gut. Deshalb müssen sie nicht ständig dabei sein. Nur gut, dass man von der Sakristei aus direkt ins Wirtshaus gelangt. Wenn die Kirche aus ist, hört man das Glockenläuten vom Stammstisch aus recht deutlich. Das ist praktisch, denn dann kommt der Programmpunkt, den sich die Fahnenflüchtigen auf ihre Fahnen geschrieben haben:

Nach der Kirche setzt sich die Weihe in großen Zelten fort.

Zwar ohne Weihwasser, dafür aber mit ganz viel Bier aus riesigen Maßkrügen. Die Frauntadelsteiner nehmen diesen Programmpunkt sehr ernst: Schließlich dreht sich auch hier alles um die Fahne - die Bierfahne. Schirmherr der Fahnenweihe ist deshalb immer jener Dorfbewohner, der am meisten Bier trinken kann. Nicht selten ist das der Biergermeister.

Leider kann auch der nicht verhindern, dass ausgerechnet die 97-jährige Dorfoma am ersten Tag der Feierlichkeiten vor lauter Fahnen, Weihwasser und Bier die Segel streicht. Die Frauntadelsteiner müssen jetzt improvisieren und die Beerdigung ihrer Dorfältesten im Fahnenweihe-Programm einbauen. 77 verbliebene Frauntadelsteiner verlassen nach dem Mittags-Hendl das Bierzelt. Sehr ärgerlich, normalerweise darf man das nur dann tun, wenn man neuen Platz für Bier machen will. Die Stammstischbrüder von eben nutzen die Gelegenheit wie gewöhnlich und entleeren sich am Zeltrand. Ihnen kommt sehr entgegen, dass der Friedhof nur 20 Meter vom Bierzelt entfernt ist - sie müssen gleich den Sarg tragen. In Lederhosen und Festdirndl stapfen die Frauntadelsteiner zur Beerdigung. Die Pfarrkirche ist schon wieder voll, um nicht zu sagen: sternhagelvoll. Kurz eine Trauermiene aufgesetzt - der Pfarrer predigt lallend in die Menge - und die Blaskapelle bläst die beschwippten Sargträger mit einem furchtbar schiefen Marsch zum Grab. Kein Wunder, dass den Bläsern bei den Tönen des Trauermarschs die Fahntasie durchgeht. Der Pfarrer hatte sie schließlich zur Fahnenbegießung im Bierzelt engagiert.



Illustration: Korbinian Eisenberger

Verschaffen
Sie sich Stimme...
mit *ipalat* 

pflanzliche Naturkraft
bewährt bei

**Heiserkeit
und
Hustenreiz**

In Apotheken erhältlich



Fräulein R.

Für Ruzica Lukac entscheidet sich Heimat im Herzen. Ihre Zukunft kann sie sich sowohl in Deutschland als auch in Kroatien vorstellen.

Heute lache ich darüber, aber eine Zeit lang hatte ich gar keine Lust, meinen Vornamen zu sagen.“ Ruzica Lukac schüttelt langsam den Kopf. „Ruzica“ bedeutet ins Deutsche übersetzt „Röschen“ oder „kleine Rose“. Vor allem die Lehrer hatten Probleme damit, ihren Namen auszusprechen, und so wurde die Kroatin im Unterricht „Röschen“ oder „Fräulein R.“ genannt. Oder sie wurde gar nicht aufgerufen.

Ruzica Lukac jongliert in ihrem Alltag mit vier Sprachen. Kroatisch hat sie zu Hause gelernt, Deutsch im Kindergarten. Heute studiert sie Englisch und Französisch auf Gymnasiallehramt. „Natürlich kann ich keine der Sprachen perfekt, sowas geht ja auch gar nicht. Aber genau das finde ich so schön an Sprachen: Man lernt immer etwas Neues dazu.“

Gegen Ende der Achtzigerjahre kamen Ruzica Lukacs Eltern als Gastarbeiter aus Bosnien-Herzegowina nach Deutschland – ohne zu wissen, was sie erwartet und ohne die Sprache zu kennen. Mittlerweile haben sie sich ein neues Leben aufgebaut. Ihre vier Kinder sind in Deutschland geboren. Ihrem neuen Zuhause sind sie sehr dankbar. Hier haben sie Arbeit gefunden, und ihre Kinder genießen eine gute Ausbildung.

Wenn Ruzica Lukac darauf angesprochen wird, wo sie herkommt, dauert es immer ein bisschen, bis sie das erklärt hat. Sie ist Kroatin und lebt in Deutschland – das ist noch einfach. Wird sie aber gefragt, woher aus Kroatien sie kommt, dann wird es komplizierter. Sie kann keine kroatische Stadt wie Zagreb, Split oder Dubrovnik nennen. Denn ihre Familie kommt aus Liskovaca, einem Dorf im heutigen Bosnien-Herzegowina.



Deutsch, Kroatisch, Französisch und Englisch: Ruzica Lukac spricht vier Sprachen fließend.
Foto: Franziska Wielandt

” Mein Herz gehört Kroatien – mein Verstand Deutschland.“

Ruzica Lukac,
Studentin

„Wenn ich es auf den Punkt bringen müsste, würde ich sagen: Mein Herz gehört Kroatien – mein Verstand Deutschland. Ich bin Kroatin, allein schon durch meine Erziehung, meine Mentalität und die Sprache zu Hause. Da ich aber in Deutschland geboren bin und mein ganzes Leben bisher hier verbracht habe, bekam ich viel von der deutschen Kultur ab.“

Sie kann sich ihre Zukunft in beiden Ländern vorstellen. Sollte sie Deutschland tatsächlich verlassen, würde ihr eine Sache besonders fehlen: das deutsche Brot. „Das müsste ich mir dann nach Kroatien importieren lassen – es ist einfach das Beste der Welt!“



Nimmt's mit Humor: „Egal wo, ich bin immer Ausländer.“

Foto: Theresa Lambeck

Ein Grieche ohne Krise

Zwei Sprachen, zwei Länder, eine Heimat: Ioannis Ioannidis hat sich für ein Leben in Deutschland entschieden.

Gib mir mein Geld zurück!“ oder „Ist schon okay, das übernehme ich, ihr Griechen habt sowieso kein Geld.“ Solche Sätze muss sich Ioannis Ioannidis oft anhören. Ernst nimmt er das allerdings nicht: „Selbst wenn sie es so meinen würden, mir wäre das egal. Mein Vater zahlt schließlich hier in Deutschland seine Steuern.“

Es waren seine Großeltern, die den Weg in die Fremde gewagt haben, als sie mit ihren Kindern nach Deutschland kamen, um zu arbeiten. Seit sie in Rente sind, leben die Großeltern wieder in Griechenland. Der Rest der Familie ist in Deutschland geblieben, weil sie sich hier bereits gut eingelebt haben.

Was seine Identität betrifft, ist sich Ioannis Ioannidis sicher: „Ich bin Grieche, so steht es in meinem Ausweis.“ Und doch bewirbt sich der 21-Jährige derzeit um die deutsche Staatsbürgerschaft. „Für mich ändert sich dadurch aber nichts“, sagt er. Erst recht, weil er damit immer noch EU-Bürger bleibe. Und weil er seine griechische Staatsbürgerschaft trotzdem nicht verliert. „Die Griechen lassen mich nicht los, ich behalte für immer meinen griechischen Pass.“

Eine Veränderung ist für ihn aber wichtig: Mit der deutschen Staatsbürgerschaft kann er endlich Wählen gehen. „Ich lebe schon mein ganzes Leben hier und will das Recht haben, meine Stimme abzugeben.“ Ioannidis knüpft „Heimat“ aber nicht an ein Land. „Für mich ist das vor allem ein Ort, der in meiner Vergangenheit eine wichtige Rolle gespielt hat. Heimat ist dort, wo ich mich wohl fühle – ein Ort, der mit guten Erinnerungen verbunden ist.“

Mindestens einmal im Jahr fährt Ioannis Ioannidis nach Griechenland, um dort Urlaub zu machen und seine Verwandten zu besuchen. Beides zählt er bewusst einzeln auf – Urlaub und Verwandtschaft sind nicht das Gleiche.

Die Menschen in Griechenland hat Ioannidis lockerer erlebt als die Deutschen. Das sehe man nicht zuletzt am Umgang mit Geld: „Die Griechen wollen auf den Putz hauen, wenn sie feiern.“

Seine griechischen Freunde nennen ihn wegen seiner Pünktlichkeit „den Deutschen“. In Deutschland bekommt er dagegen Witze über Rettungsschirme zu hören. „Hier bin ich der Grieche und dort der Deutsche“, sagt er und lacht: „Egal wo, ich bin immer Ausländer.“

”

Hier bin ich
der Grieche und
dort bin ich der
Deutsche.

Ioannis Ioannidis,
Student

“

Angekommen in der Championsleague

Wegen des Krieges flüchteten viele Kosovaren nach Deutschland. Lumnije Vladi und ihr Sohn Egzon kamen bereits vor Kriegsausbruch und verfolgten die erschütternden Berichte ihrer Verwandten aus dem fernen Deutschland.

Meinem Onkel haben sie vor den Augen seiner Kinder die Finger abgeschossen, obwohl er schon mit erhobenen Händen auf dem Boden kniete.“ Wenn Lumnije Vladi vom Kosovokrieg erzählt, klingt das wie ein Horrorfilm. Vier ihrer Angehöriger wurden vom serbischen Militär getötet, darunter auch ihr Schwiegervater. Ein Jahr nachdem Familie Vladi im März 1998 nach Deutschland ausgewandert war, brach im Kosovo der Krieg aus. Nur die Großeltern sind noch dort. Lumnije Vladi lebt heute mit ihrem Mann und den fünf Kindern in Rohrbach an der Ilm. Lumnije Vladis Mann kam vor 19 Jahren als Gastarbeiter hierher, kurz darauf folgte sie ihm mit den Kindern. Sie erinnert sich noch gut an ihre Abreise: „Mein Vater hat geweint wie ein Kind, als ich weggegangen bin. Er dachte, er sieht mich nicht wieder.“

Ihr Sohn Egzon Vladi war damals noch ein Kind. An seine Ankunft im neuen Land erinnert sich der heute 19-Jährige noch ganz genau: „Als ich das erste Mal hier war, habe ich mich gefühlt wie in New York.“ In Hannover waren die Straßen beleuchtet, das kannte er aus seiner Heimat nicht. Am meisten faszinierte den damals Fünfjährigen die Straßenbahn.

Egzon Vladi sagt heute von sich: „Ich bin Deutscher geworden.“ Im Kosovo leben möchte er nicht mehr: „Die Jugendlichen in meinem Alter leben meistens auf einem Bauernhof und können nie weggehen.“ Egzon Vladi möchte ein anderes Leben: Er macht gerade seine Ausbildung zum Modellbauer. In den Kosovo fährt er nur noch, um Urlaub zu machen. Dort beneiden ihn die anderen Jugendlichen. „Die haben Respekt vor mir, weil sie glauben, dass ich als Deutscher mehr Geld habe.“

In Hannover kümmerte sich Lumnije Vladi um eine alte Frau, deren Familie sie nie besuchte: „Sie war völlig alleine – so etwas geht doch nicht. Man muss für sein Blut da sein.“ Eine der wenigen Dinge, die Familie Vladi in Deutschland stören: „Bei uns hat die Familie eine viel größere Bedeutung.“

Trotz der kulturellen Unterschiede konnte sich die Familie in Deutschland gut einleben. Besonders für den deutschen Fußball begeisterten sie sich schnell. Rekordmeister Bayern München hat es der Familie angetan. Im Champions-League-Finale gegen Chelsea London fieberte die gesamte Familie vor dem Fernseher für die Deutschen mit.



Import aus der alten Heimat: Auf weiße Bohnen aus dem Kosovo will Familie Vladi nicht verzichten. Foto: Rothhaar

”

Mein Vater hat geweint wie ein Kind, als ich weggegangen bin. Er dachte, er sieht mich nie wieder.

“

Lumnije Vladi,
Angestellte

„Die DDR hat uns sieben Mal abgelehnt“

Über Nacht wurden aus Eva und Lothar Nowara polnische Staatsbürger. Der Grund war die Versetzung der Grenzen nach dem Zweiten Weltkrieg. Erst Jahrzehnte später konnten sie nach Deutschland zurückkehren.

Eva und Lothar Nowara haben ihren Platz gefunden: Seit mehr als 30 Jahren leben die beiden 70-jährigen Rentner im Hamburger Stadtteil Rahlstedt. 1979 beschlossen sie, zusammen mit ihrer 16-jährigen Tochter Yvonne und Evas Mutter Clara das polnische Gliwice zu verlassen und nach Deutschland zu ziehen. „Wir haben uns schon immer als Deutsche gefühlt“, sagt Lothar Nowara.

Geboren sind beide vor dem Zweiten Weltkrieg, als Gliwice noch deutsch war und Gleiwitz hieß. Eva und Lothar Nowara wurden erst nach dem Krieg zu polnischen Staatsbürgern und gehörten damit plötzlich zu einem anderen Land. Nur Tochter Yvonne war von Anfang an Polin. Probleme gab es trotzdem. „Sie konnte kein Wort Polnisch und hat in der Schule nichts verstanden.“ Zu Hause wurde schließlich immer nur Deutsch gesprochen.

Weil ihre Verwandten zu diesem Zeitpunkt alle in der Nähe von Hamburg lebten, beschlossen die Nowaras nachzukommen. Sieben Mal stellten sie einen Ausreiseantrag an die ehemalige DDR, doch erst mit dem achten Antrag – diesmal nach Westdeutschland – hatten sie Erfolg.

Eines musste unbedingt mit in die neue Heimat: ein Stück einer Handgranate. Das hatte Evas Großvater aus

dem Ersten Weltkrieg mitgebracht. Sein bester Freund war von dieser Handgranate in einem polnischen Wald getötet worden. Bei einem Geräusch hatte er sich aus seinem Versteck hervor gewagt, und im selben Moment war die Granate explodiert. Evas Großvater war der einzige Überlebende. Noch heute erinnert Eva und Lothar der Granatsplitter an diese Geschichte. „Dann denke ich immer an Polen zurück“, sagt Eva Nowara.

Sich von Freunden und Bekannten am Bahnhof zu verabschieden war für alle vier schwer, besonders für Tochter Yvonne. „Sie wollte nicht weg. Alle ihre Freunde waren dort, und sie hatte gerade eine Ausbildung zur Töpferin angefangen.“

Während der Zugfahrt quälten die Familie Zukunftsängste. „Wir haben uns gefragt, ob wir Anschluss finden oder eher ausgegrenzt werden, weil wir mit Akzent sprechen.“ Im Nachhinein waren alle Sorgen unbegründet. Im Aussiedlerlager in Rahlstedt bekam Familie Nowara jede Hilfe, die sie brauchte. Und auch von den Verwandten gab es Unterstützung. „Wir haben uns schnell im Alltag zurechtgefunden. Deutsch sprechen konnten wir schon, nur Lesen und Schreiben mussten wir noch lernen“, sagt Eva Nowara. Beide sind sich sicher: „Die Einreise war der richtige Schritt, Deutschland war einfach schon immer unsere Heimat.“



Neues Leben in Hamburg: Eva und Lothar Nowara kamen vor 30 Jahren aus Polen nach Deutschland. Foto: Wolkow

”

Wir haben uns schon immer als Deutsche gefühlt.

Lothar Nowara,
Rentner

“

Ein neuer Vorname für zehn Euro

Viele Russlanddeutsche leben in einer zerrissenen Welt – sie fühlen sich weder hier noch dort daheim. Jochen Heinz hat über die Sprache zu seiner neuen Heimat Deutschland gefunden.



Faszination Literatur: „Ich bin ein Kosmopolit – ein Weltbürger wie Goethe“, sagt Jochen Heinz.

Foto: privat

Ich dachte, Rostock liegt hinter dem Polarkreis. Und da wollte ich nicht hin.“ Als Wanja Heinz zum ersten Mal hört, wohin die deutschen Behörden ihn, seine Mutter und seinen Bruder Alex schicken wollen, ist er wenig begeistert. Rostock – das schien so unfassbar weit weg von seiner Heimatstadt Engels in Russland.

Wanja und seine Familie sind Russlanddeutsche. Vor Generationen waren ihre Vorfahren nach Russland ausgewandert. Um ihren Kindern bessere Chancen für ihre Zukunft bieten zu können, entschied sich seine Mutter, zurück nach Deutschland zu gehen. Die Familie kam Weihnachten 2004 zusammen mit 40 anderen Spätaussiedlern im Übergangslager Friedland in Hessen an.

Drei Tage zuvor hatte Wanja sich in kurzer Zeit von allen seinen Freunden verabschieden müssen. „Ich habe erst im Bus begriffen, dass ich nun weg bin. Als dann

nach und nach immer mehr SMS auf meinem Handy ankamen, war mir klar, dass ich meine Freunde nicht so schnell wieder sehen würde. Bei der dritten SMS bin dann auch ich in Tränen ausgebrochen.“

Nicht nur seine Heimat, sondern auch sein Name änderte sich: Wanja heißt jetzt Jochen. Als Russlanddeutscher hatte er das Recht, bei der Einreise seinen Vornamen zu ändern. Das kostete ihn zehn Euro. Er wollte einen Namen, der zum Nachnamen passt und entschied sich für Jochen.

Die deutsche Sprache zu lernen war ihm besonders wichtig: „Jeden

Tag habe ich hundert neue deutsche Wörter gelernt.“ Heute studiert er in Potsdam Germanistik und sieht die Stadt als seine Heimat. „Auch wenn es etwas provisorisch ist, weil ich hier ja ‚nur‘ studiere.“ Denn das ist für ihn der Ort, an dem er Herr seines Lebens ist, seine Entscheidungen trifft und Verantwortung übernimmt. ●

„Jeden Tag habe ich hundert neue deutsche Wörter gelernt.“

Jochen Heinz,
Student

Vereint oder verneint?

Es ist abstrakt und undurchschaubar, wenn um die Wirtschaftsordnung der EU gerungen wird. Kein Wunder, dass sich niemand mit Europa identifiziert, wenn Banken über Bürgerinteressen stehen. Die EU wirft ihr Potential zum Fenster hinaus.

Ein Kommentar von Maximilian Schramm

Europa steht vor einer Zerreißprobe. Nächtelang wird gefochten und gerungen. Es geht um das Vertrauen unter den Mitgliedsstaaten. Das Vertrauen in den Euro, in eine gemeinsame Wirtschaftsordnung und in Merksels gemeinsame „politische Union“. Doch ist Europa schon so weit? Kann Merksels Gedanke einer europäischen Heimat Realität werden?

Die Wahlbeteiligung bei der Europawahl lässt daran zweifeln. Mit 43,3 Prozent lag Deutschland 2009 nur knapp über dem europäischen Durchschnitt. Das Interesse an der Abstimmung geht stetig zurück.

Die Gründe liegen auf der Hand: Die Europawahlen sind in nationale Korsette gezwängt. Es fehlt ein einheitliches Wahlrecht, an das sich alle Mitgliedsstaaten halten. Europaweit tritt keine einzige Partei mit einem europäischen Wahlprogramm an. Deutsche Politiker interpretieren die Abstimmung als Programm-Testlauf für nationale Wahlen. Beim Bürger in der Wahlkabine kommt von Europa fast nichts mehr an. Die Europawahl ist ein

Anzeige

Indikator dafür, dass das gemeinsame Europa noch nicht ausgereift ist.

Dabei ist die Idee an sich raffiniert: Reisen ohne Passkontrollen, studieren und arbeiten wo man will, der freie Austausch von Gütern, Geld und Arbeitskräften. Vorzüge, welche die EU-Bürger mittlerweile als selbstverständlich betrachten - und in Krisenzeiten wie jetzt gänzlich vergessen. Das Prinzip der Europäischen Union und ihrer Bürger muss heißen: Solidarität statt Kleinstaaterei - kompromisslos. Trotz der derzeitigen Finanzlage müssen die Menschen erkennen, was sie dem vereinten Europa zu verdanken haben: eine nie da gewesene Periode des Wohlstands und des Friedens.

Europäische und nationale Identität können auch nebeneinander existieren. Europa ist der ideelle Überbau, der die Vielfalt der nationalen und regionalen Identitäten unter sich vereint. Und das ohne Verordnungen von oben, sondern

durch die Menschen der verschiedenen Nationen. Sie sind es, die Vertrauen in die EU gewinnen müssen.

Es reicht jedoch nicht, sich auf bisherigen Verdiensten auszuruhen. Bisher sah die EU ihre Hauptaufgabe darin, den freien Wettbewerb zu schützen. Damit Europa aber nicht mehr nur als wirtschaftliche Zweckgemeinschaft wahrgenommen wird, muss die EU verstärkt für soziale Gerechtigkeit einstehen. Solange jede Nation seine eigene Sozialpolitik strickt und die EU als abstrakter, wirtschaftlicher Drahtzieher auftritt, werden die Bürger des Kontinents Europa kein europäisches Heimatgefühl entwickeln können.



Illustration:
Korbinian Eisenberger

BAYERISCHE LANDESZENTRALE FÜR NEUE MEDIEN

gestalten

- :: Genehmigung privater Rundfunkanbieter
- :: Vielfaltsicherung
- :: Programmbeobachtung
- :: Werberegeln
- :: Jugendschutz
- :: Technische Verbreitung
- :: Kabelbelegung

fördern

- :: Programmförderung
- :: Film- und Fernsehförderung
- :: Aus- und Fortbildung
- :: Medienpädagogik/ Medienkompetenz
- :: Technische Infrastruktur



forschen

- :: Mediennutzung
- :: Programmforschung
- :: Medienwirtschaft
- :: Rundfunktechnik

informieren

- :: Bürgeranfragen
- :: Internet
- :: Publikationen
- :: Veranstaltungen

www.blm.de

BLM



Schweres Erbe

Damit Deutschland seinen Status als Kulturnation erhält, wird alles dafür getan, um die Titelsammlung von Unesco-Welterben auszubauen.

Es ist ein erhabenes und zugleich beklemmendes Gefühl, wenn man von der Loreley ins Rheintal hinabblickt. Erhaben, weil es ein beeindruckend schönes Bild ist, wie die Sonne auf dem Wasser funkelt und die steilen Weinberge strahlen lässt. Beklemmend, weil man weiß, dass man an einem sagenumwobenen Ort steht: Die bezaubernde Loreley saß einst auf einem Felsen am Rhein und kämmte ihr langes, goldblondes Haar. Dabei sang sie so lieblich, dass die vorbeifahrenden Seemänner abgelenkt wurden, nicht auf den Weg achteten und mit ihrem Schiff an den Felsen zerschellten. Wer hier ins Tal hinabblickt, fühlt sich unbedeutend und merkt, wie kurz ein Leben sein kann.

Seit Juni 26 neue Stätten

Dieses Gefühl ist einer der Gründe, warum das Obere Mittelrheintal von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärt worden ist. Bei der Nominierung geht es um Emotionen. Alle Stätten haben eine eigene Geschichte. Neben diesen subjektiven Eindrücken entscheiden auch harte Fakten wie Einzigartigkeit, historische Echtheit und Unversehrtheit darüber, ob ein Ort den Status der Welterbestätte zuerkannt bekommt oder nicht. In Deutschland erfüllen bislang 37 Stätten die Kriterien – einige weitere Anwärter stehen in den Startlöchern.

Potenzielle Bewerber haben einen langen Weg vor sich. Startpunkt ist die sogenannte Tentativliste, für die ein Ort nominiert werden muss. In Deutschland erstellt die Kultusministerkonferenz eine bundesweite Liste, auf der ein oder zwei aussichtsreiche Vorschläge stehen. Diese werden mit Nominierungen aus aller Welt von der Unesco auf eine internationale Liste geschrieben und geprüft. Bis ein Bewerber soweit ist, können Jahrzehnte vergehen. Die meisten Welterbestätten sind Kulturdenkmäler, nur wenige zählen zu den Naturdenkmälern – in Deutschland sind es bislang drei: die Tagebaustätte Grube Messel, die deutschen Buchenwälder und das Wattenmeer.

Im Juni hat die Welterbe-Kommission der Unesco getagt und 26 Orte neu ins Welterbe aufgenommen. Mit dabei: das Markgräfliche Opernhaus in Bayreuth.

Für die Anwärter ist die Verleihung des Titels „Weltkulturerbe“ wie ein Sechser im Lotto. Er bringt internationales Renomeé, vor allem aber steigende Besucherzahlen. Mehr Touristen – davon profitieren auch Gastronomie und Hotels. Die Ernennung zum Weltkulturerbe ist auch ein Wirtschaftsfaktor.

Blamage für Deutschland

Unantastbar ist der Status jedoch nicht. Die Unesco führt eine „Rote Liste“ mit aktuell 38 gefährdeten

Stätten. Krieg, Naturkatastrophen und Verfall bedrohen viele Orte. Aber auch Bauvorhaben im Gebiet der Welterbestätte können zum Verlust des Titels führen. Das geschah bisher nur zwei Mal, davon ein Mal in Deutschland.

Bis 2009 stand das Dresdner Elbtal unter dem Schutz der Unesco. Nach dem Bau der Waldschlösschenbrücke durch das Tal entzog die Unesco dem Elbtal den Titel des Weltkulturerbes. Damit sich so eine Blamage nicht wiederholt, arbeiten die deutschen Welterbestätten eng mit der Unesco zusammen. So mühevoll es auch ist, den Welterbe-Titel zu bekommen, so einfach ist es, ihn wieder zu verlieren. (sm)



Die Unesco:

Die Unesco ist die „Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur“ und zuständig für die Ernennung der Welterbestätten. Weltweit gibt es 962 Stätten in 157 Ländern (Stand Juli 2012). Ziel ist es, durch eine internationale Zusammenarbeit auf der Kulturebene den Frieden zwischen den Nationen zu sichern. Die Bundesregierung unterstützt die deutschen Welterbestätten bis 2014 mit 220 Millionen Euro.

In fremden Betten

Das ganze Jahr für den Job unterwegs und fernab der Heimat: Wie fühlt es sich an, dauernd im Hotel zu schlafen? Und welcher Gegenstand erinnert an Zuhause? Sechs Reisende zeigen ihr persönliches Stück Heimat, das sie immer dabei haben.

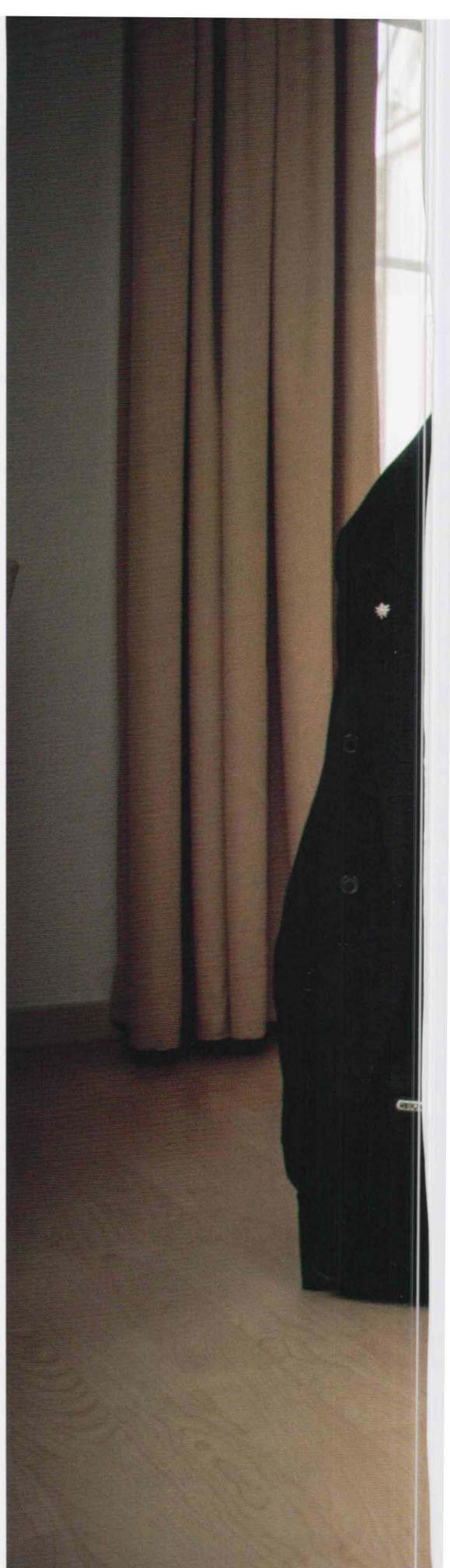
Texte und Fotos: Theresa Lambeck, Charlotte Mack, Elisabeth Mayr und Janneke Menzel

Für Christopher Rüffer ist ein Leben ohne iPhone nicht mehr vorstellbar. „Das ist mein Rundum-Sorglos-Paket!“ Während seiner Reisen ist sein Smartphone die einzige Verbindung nach Hause. „Ich kann mir immer Bilder von meiner Wohnung oder meiner Freundin ansehen“, sagt Christopher Rüffer. „Außerdem kann ich mit Leuten von Zuhause in Kontakt bleiben.“ Selbst die Musik auf seinem Handy erinnert den 30-Jährigen an daheim. Vergessen hat er sein Smartphone zum Glück noch nie. „Das wäre echt tragisch!“

Rüffer lebt seit 15 Monaten seinen Kindheitstraum: Er ist Pilot bei der Lufthansa. Lissabon - Kairo - Dublin - München. Und das alles in

fünf Tagen. „Man sieht richtig viel!“, sagt er. „Wenn man dann auch noch Zeit hat sich die Städte anzusehen, fühlt sich das an wie ein Kurzurlaub.“

Christopher Rüffer stammt aus Kulmbach - seine Heimat ist jedoch Erding. „Dort wohnt meine Freundin und da fühle ich mich wohl. Das ist für mich Heimat.“ Obwohl Rüffers Leben sich derzeit zum Großteil um seinen Beruf als Pilot dreht, kann er sich für die Zukunft auch eine andere Form der Heimat vorstellen - spätestens wenn er einmal Familie hat. „Dann wird das vielleicht alles anders sein“, sagt er. Mit Kindererziehung per Mobiltelefon kann sich nämlich nicht einmal Christopher Rüffer anfreunden.



Name: Christopher Rüffer
Alter: 30
Beruf: Pilot
150 Nächte pro Jahr im fremden Bett



Name: Anika Höß
 Alter: 21
 Beruf: Profifußballerin (ETSV Würzburg, 2. Liga)
 60 Nächte pro Jahr im fremden Bett

In den letzten zwei Jahren hat Anika Höß für ihren Traumberuf zweimal den Wohnort gewechselt. Erst Hamburg, jetzt Würzburg. Höß ist Profifußballerin. Ihre Wochenenden verbringt sie entweder auf dem Platz in Würzburg oder bei Auswärtsspielen in ganz Deutschland. Spontan mit Freunden wegfahren oder auch nur am See ein paar Steaks grillen: Fehlanzeige. Ihre Heimat bleibt für sie aber Lutzingen, der Ort an dem sie aufgewachsen ist, ein 700-Seelen Dorf in der Nähe des schwäbischen Dillingen. „Man baut sich überall ein neues Leben und einen neuen Freundeskreis auf. Ich weiß aber immer noch, woher ich komme.“

Als Erinnerung an Zuhause hat eine lila Kuscheltier-Kuh ihren festen Platz in Anika Höß' Koffer. „Die Kuh ist meine Kindheit. Sie zeigt mir also immer, dass ich meine Wurzeln auf dem Land habe“, sagt Höß. Das Kuscheltier hat sie von ihrem Onkel zur Geburt geschenkt bekommen. Seither war es bei allen Spielen mit von der Partie.

Dass Anika Höß ihre Heimat momentan nur alle zwei Monate sieht, spielt für sie keine Rolle. „Um mich wohl zu fühlen, muss ich meine Freunde und Familie nicht immer vor Ort haben. Ich muss einfach nur wissen, dass sie da sind.“

Von Montag bis Freitag lebt Martin Peitzner für seinen Beruf. Er ist Unternehmensberater einer international agierenden Firma. Das heißt für ihn: jede Woche andere Städte, andere Unternehmen, andere Hotels. „Ich habe keine Chance mir unter der Woche ein soziales Leben aufzubauen“, sagt Martin Peitzner, „dafür macht es nichts, wenn ich abends länger arbeite, da es niemanden gibt, der Erwartungen hat.“

Bis in die Nacht bleibt der 26-Jährige im Büro. Wenn er dann ins Hotel kommt, möchte er nur noch ins Bett. Persönliche Gegenstände braucht er auf seinen Reisen deshalb kaum. Nur seine Bibel. „Ich bin Christ

und möchte meinen Glauben auch unter der Woche leben. Das ist bei meiner Arbeit nicht ganz leicht.“ In der Bibel zu lesen hilft ihm dabei, Glauben und Alltag zu verbinden.

Nachtschichten und Städtewechseln zum Trotz, hat Martin Peitzner seine Berufswahl nie bereut. „Wenn man jung ist, ist das ein prima Job“, meint er. „Ich erlebe viele spannende Dinge. Der Preis dafür ist eben, ständig unterwegs zu sein.“ Dennoch: Auf lange Zeit kann sich Martin Peitzner dieses Leben nicht vorstellen. „Jetzt mache ich das gern. Wenn aber irgendwann Familie und Kinder kommen, wird es sehr schwer.“

Name: Martin Peitzner
Alter: 26
Beruf: Unternehmensberater
140 Nächte pro Jahr im fremden Bett





Name: Benedikt Müller
 Alter: 21
 Beruf: Tontechniker
 150 Nächte pro Jahr im fremden Bett

Ob im Nightliner mit LaBrassBanda oder für ein Konzert nach Shanghai - als Tontechniker ist Benedikt Müller seit drei Jahren ständig auf Achse. Er sieht das als Bereicherung: „All diese Städte privat zu bereisen könnte ich mir wahrscheinlich nicht leisten.“ Bezahlter Urlaub ist die Arbeit als Tontechniker trotzdem nicht. „Es ist ein anstrengender und zeitintensiver Job mit langen Schichten. Zwischendurch gibt es aber immer wieder einige freie Tage, an denen ich dann Zeit habe, mir die jeweiligen Orte anzuschauen.“

Bei seinen Touren durch die Straßen von Shanghai oder Kapstadt ist der 21-Jährige schon mal in Lederhose unterwegs. „Die Hose mitzunehmen war anfangs eher als Scherz gedacht“, erzählt er. Mittlerweile ist sie

aber unverzichtbar geworden. „Die Lederhose ist ein Stück Kultur, das meine Heimat auszeichnet und mich unterwegs immer an sie erinnert.“ Einen bestimmten Ort braucht der geborene Altöttinger nicht, um sich heimisch zu fühlen.

„Daheim zu sein verbinde ich mit Entspannung. Wenn ich unterwegs bin, höre ich immer Musik, denn dabei kann ich am besten abschalten. So kann ich mich eigentlich überall heimisch fühlen.“ Nur das Privatleben leidet sehr unter den vielen Reisen. „Ich bin quasi mit meinem Beruf verheiratet“, sagt Benedikt Müller. Eine ewige Verbindung soll das aber nicht bleiben. „Wenn ich mit Mitte 30 irgendwann heiraten und Kinder bekommen will, ist klar, dass ich nicht mehr dauernd unterwegs sein werde.“

Soldat auf Zeit. Das bedeutet für Mykel Buske von Montag bis Freitag: Schlafen im Stockbett der Bundeswehrkaserne Roth bei Nürnberg. Zuhause fühlt sich der Soldat in Roth nicht. „Montag früh sag ich mir: Oh nein, nicht schon wieder. Am Dienstag freue ich mich auf Freitag. Dann geht's endlich nach Hause.“

Immer bei sich, trägt er einen kleinen silbernen Schlüssel mit Glitzersteinen. Der Schmuck seiner Freundin ist an Mykel Buskes Erkennungsmarke gekettet, die er jeden Tag tragen muss. Wird die Marke eines Soldaten in die Heimat geschickt, bedeutet dies: Er ist gefallen. „Ich wollte etwas Persönliches dran haben, wenn die Marke zurück kommt. Außerdem erinnert mich der kleine Schlüssel jeden Morgen an meine Freundin.“

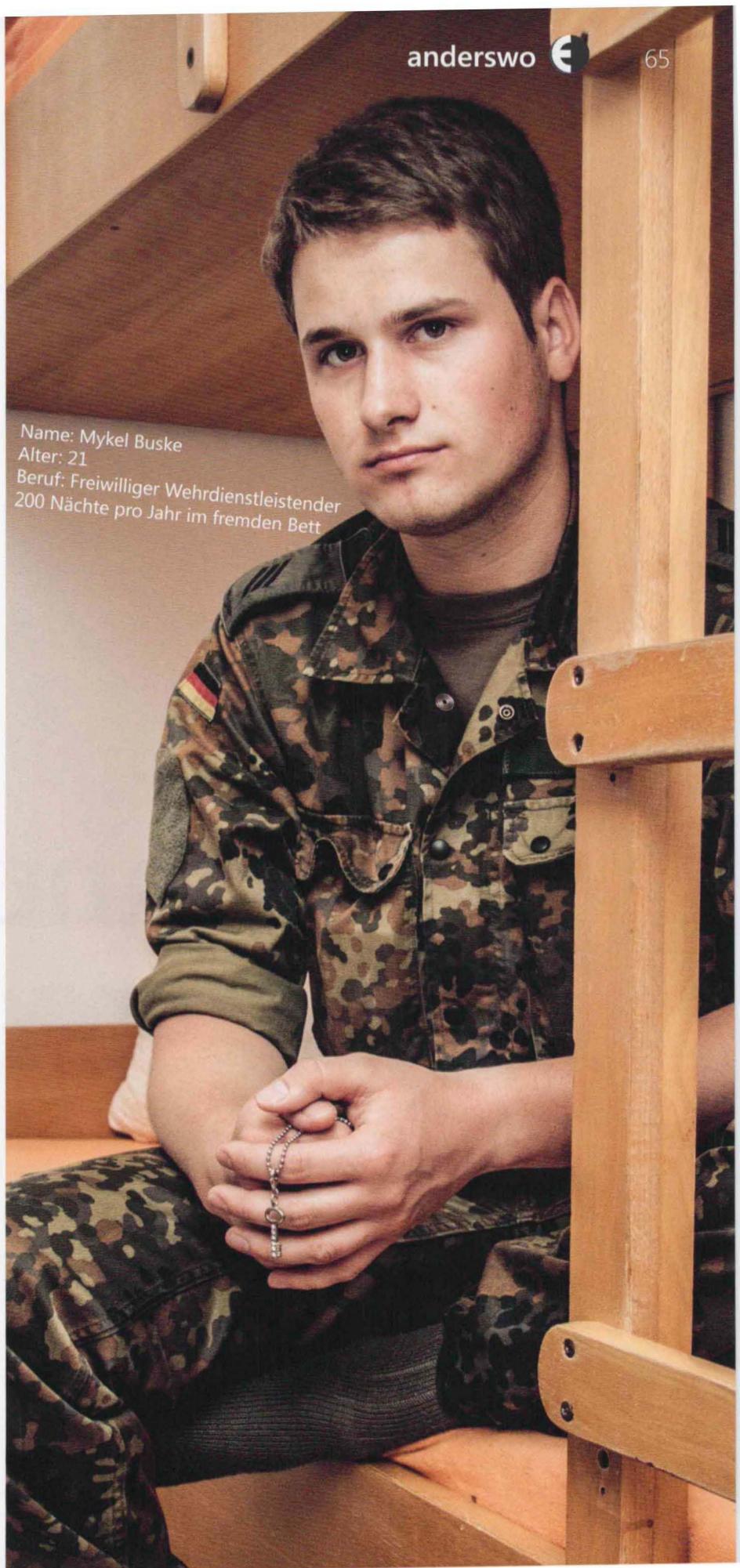
Vor zwei Jahren hat sich Mykel Buske für den verlängerten Freiwilligendienst entschieden. Er zog von Mecklenburg nach Roth, um näher bei seiner Freundin zu sein, die in Bayern studiert. Heimisch fühlt er sich in Bayern aber nicht. Erst wenn er zu seinen Eltern nach Norddeutschland fährt, fühlt er sich Zuhause. „Heimat ist für mich Mecklenburg“, erklärt er. „Ich brauche das Wasser.“

www.einsteins-magazin.de



*Auch Trucker sind
ständig auf Achse.
Für einen Blick in
ihre Fahrerkabine
QR-Code scannen
oder unser Internet-
portal besuchen.*

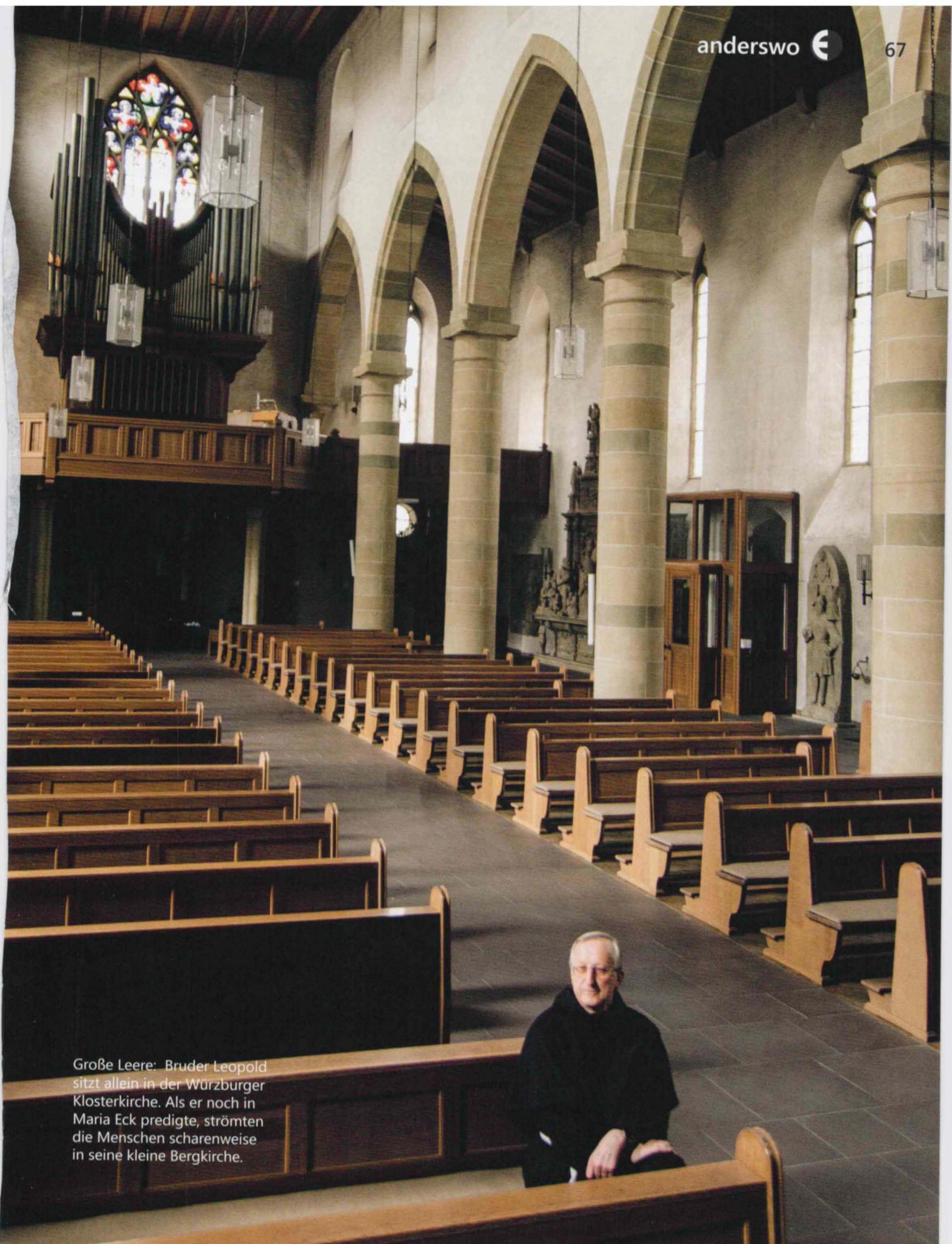
Name: Mykel Buske
Alter: 21
Beruf: Freiwilliger Wehrdienstleistender
200 Nächte pro Jahr im fremden Bett



Ohne Orte

Im 54. Jahr als Franziskaner wird Bruder Leopold von seinem Orden zwangsversetzt. Er muss seine langjährige Heimat Maria Eck verlassen und soll einem als „Altenheim“ verrufenen Kloster in Würzburg neues Leben einhauchen. Doch Bruder Leopold ist selbst schon 74 Jahre alt.

Text: Korbinian Eisenberger / Fotos: Allan Riedel



Große Leere: Bruder Leopold sitzt allein in der Würzburger Klosterkirche. Als er noch in Maria Eck predigte, strömten die Menschen scharenweise in seine kleine Bergkirche.

Alles was ihm von Kloster Maria Eck geblieben ist, befindet sich nun auf einem Holzschrank in einem kleinen Zimmer eines Würzburger Franziskaner-Klosters.

Bruder Leopold hat das gerahmte Bild mit dem zierlichen Kirchturm, der sich zwischen den grünen Laubbäumen in den Chiemgauer Himmel reckt, noch immer nicht aufgehängt. Wenn er abends nach der Arbeit in seinem Zimmer sitzt und an Maria Eck denkt, kommen ihm die Tränen.

Auch nach acht Wochen hat Franziskaner-Bruder Leopold seine Zwangsversetzung nicht überwunden. Zu schmerzhaft ist der Gedanke an den Ort, der bis vor kurzem seine Heimat war. Am 22. März beschloss die Provinzleitung der Minoriten, eine Ordensform der Franziskaner, den 74-Jährigen nach 21 Jahren vom Chiemgauer Wallfahrtsort Maria Eck in ein Würzburger Franziskaner-Kloster zu versetzen.

Der 29. März, Bruder Leopolds letzter Tag in Maria Eck. Durch einen Hintereingang verlässt der grauhaarige Mann mit der markanten Nase und den eindringlichen Augen den alten Bauernhof, aus dem er in mühsamer Arbeit ein Psychotherapiezentrum geformt hat. Nur wenige wissen, dass er an diesem Tag den Ort verlassen muss, an dem er als Klostersvorsteher, Pfarrer und Seelsorger hunderte Menschen begleitet und beraten hat. Seinen heimlichen Abgang hat er selbst so bestimmt. Ihn begleitet nur das, was er als seine Haut bezeichnet: die schwarze Kutte mit dem weißen Strick – die Ordenskleidung der Minoriten.

Bis heute ist das Leben der Franziskaner-Brüder davon gekennzeichnet, dass sie nicht an einem Ort haften bleiben, sondern als reisende Prediger von Kloster zu Kloster ziehen. Im Vier-Jahres-Rhythmus versetzt die Ordensleitung aus diesem Grund stets einen Teil ihrer Brüder an eine neue Dienststelle. Franziskaner dürfen ihre Heimat nicht an Orten haben – sondern im Orden.

Bruder Leopold erwischte es erstmals 1983, als er nach neun Jah-

ren im Wallfahrtsort Maria Eck in ein anderes Kloster versetzt wird. Ingeheim spekuliert er darauf, wieder zurückkehren zu dürfen an den Ort, den er schon damals als seine Heimat bezeichnet. Und tatsächlich: nach 17 Jahren darf Bruder Leopold im Frühjahr 2000 zurück nach Maria Eck. Bis vor kurzem hoffte er darauf, dass dies seine letzte Versetzung war.

Mit zwei Taschen schreitet Bruder Leopold ein letztes Mal die Anhöhe vom Kloster hinab. Zwei Koffer, in die Leopold die vergangenen zwölf Jahre, seine zweite Dienstzeit in Maria Eck, gepackt hat. Mit starrem Blick trottet er an der Kloster-gaststätte vorbei, in der die Kellner



Es fällt mir zu schwer, Euch in die Augen zu schauen und Pfua Gott zu sagen.

Bruder Leopold



gerade das Mittagessen servieren. Vorbei an der kleinen Marienkapelle, von der die Rollstuhlfahrer seit einer Initiative Leopolds vor einigen Jahren mit einem Aufzug zur Kirche gelangen können. Vorbei an den steinernen Treppenstufen, die er mit seinem Gefolge zu jedem seiner sonntäglichen Gottesdienste hochgestiegen ist. Vor der Kirchentreppe von Maria Eck wartet ein langjähriger Freund Leopolds in einem gelben VW-Kombi. Zusammen hieven sie sein Gepäck in den Kofferraum. Ein letztes Mal hebt er die Hand zum Gruß an die Kellner, die ihm vom Biergarten der Gaststätte aus zuwinken. Dann verschwindet das Auto hinter einer Biegung im Tal. Was bleibt, ist ein Gedicht von Bruder Leopold auf der Speisekarte der Gaststätte. Es beginnt mit den Worten: „Der Zahn der Zeit kennt nicht die vornehme Art.“

Persönlich verabschiedet sich Leopold nur von seinen engsten Vertrauten. Die Menschen, die zu ihm in den Gottesdienst kamen oder ihn zum Gespräch trafen, erfahren aus der Zeitung, dass Leopold versetzt wurde. Erst nach zwei Wochen in seinem neuen Zuhause entschließt sich Bruder Leopold, einen Abschiedsbrief zu schreiben. „Ich könnte es gut verstehen, wenn die Form meines Abschieds Euch sehr befremdend vorkommt. Aber ich kann es für mich diesmal nicht annehmen. Es fällt mir einfach zu schwer, Euch in die Augen zu schauen und Pfua Gott zu sagen.“

Das plötzliche Verschwinden Leopolds löst bei den vielen Traursteinern, Bergenern, Siegsdorfern und Ruhpoldingern, denen Leopold über Jahre ein Begleiter war, Bestürzung und Enttäuschung aus. Die meisten kamen hauptsächlich wegen ihm nach Maria Eck. Viele von ihnen sagen, Maria Eck habe zu einem großen Teil im Sprechzimmer von Bruder Leopold stattgefunden. Ihnen bleibt nur das Versprechen Leopolds, das er in seinem Abschiedsbrief gibt: „Was haben doch die Wände unserer Sprechzimmer im Kloster an Freude und Leid, an Krisen und Fragen, an Lachen und Abgründen gespeichert! Diese Wände müssen für immer respektvoll schweigen.“

Als Bruder Leopold noch in Maria Eck war, besuchte ihn der 78-Jährige Max Leonhard fast jede Woche im Sprechzimmer des Klostergebäudes. Der frühere Gymnasiallehrer erinnert sich noch gut an sein letztes Treffen mit Leopold. Er erzählt, wie er – wie so häufig in den vergangenen Jahren – voll mit schweren Gedanken an der Klosterpforte wartete. Erst als Leopold die Treppen herunterkommt, huscht ein kurzes Lächeln über Max Leonhards Gesicht.

Max Leonhard erzählt von dem holzvertäfelten Besprechungszimmer. Mit seinen alten Bauernmöbeln ist es mehr eine Stube als ein Klosterraum. Nur das Kruzifix in einer Ecke des Raumes und Leopolds



Gehorsamer Rebell:
Nach 21 Jahren in Kloster Maria
Eck wird Bruder Leopold von
seinem Orden versetzt. Er geht
nicht gerne, aber er geht.

schwarze Kutte erinnern daran, dass es sich um ein Klosterzimmer handelt. Wenn Max Leonhard auf der Eckbank am Fenster saß, konnte er sich entspannen wie nirgendwo anders. Seit dem Tod seiner Frau waren die Treffen mit Leopold seine wichtigste Stütze. Die dezenten Hinweise und Ratschläge seien weniger wie eine Therapie gewesen - eher wie ein Gespräch unter Freunden. Wenn Max Leonhard nach der 50-minütigen Sitzung dann an der Pforte vorbei ging, wartete bereits Bruder Leopolds nächster Gast.

Lobeshymnen auf Leopold

Viele, die ihn aufsuchen, verehren Leopold wegen seiner menschlichen Auslegung der Bibel. Leopold sieht Gott als eine Größe, die für den Menschen da ist, nicht umgekehrt. Seine Reden vermitteln rein die frohe Botschaft - und vermeiden die salbungsvolle Unterwürfigkeit vor Gott. Damit machte er sich bei Konservativen nicht immer beliebt, zumal er seine Interpretation von Gott, Kirche und Bibel auch in Predigten und Vorträgen stets konsequent vertrat. „Unser Glaube ist

doch nicht der Katechismus unterm Arm!“, sagt Leopold. Das Symbol der katholischen Kirche ist für ihn unvollkommen. Es zeigt Jesus beim vorletzten Akt - leidend am Kreuz. Warum nicht bei der Auferstehung? In seinem Zimmer hängt deshalb ein geschnitzter Lebensbaum mit Flamme, Knospe und Amethyst. Ein viel treffenderes Symbol, sagt Leopold.

Mit seiner rebellischen Weltanschauung trifft er den Nerv all derer, die sich mit der klassischen Auslegung der Bibel und des Katholizismus nicht mehr identifizieren konnten. Er sagt, dass er das eigentlich gar nicht will, doch Leopold hatte das, was sonst nur Popstars oder erfolgreiche Fußballer haben: eine Schar von Anhängern, die ihm blind vertrauten.

Vielleicht war es der ständig wachsende Fankult, wegen dem Leopold aus Maria Eck abgezogen wurde. Die offizielle Begründung für den Wechsel nach Würzburg war aber weder Leopolds Kultstatus, noch seine Heimatverbundenheit zu Maria Eck. Der neuen Ordensleitung von Provinzialminister

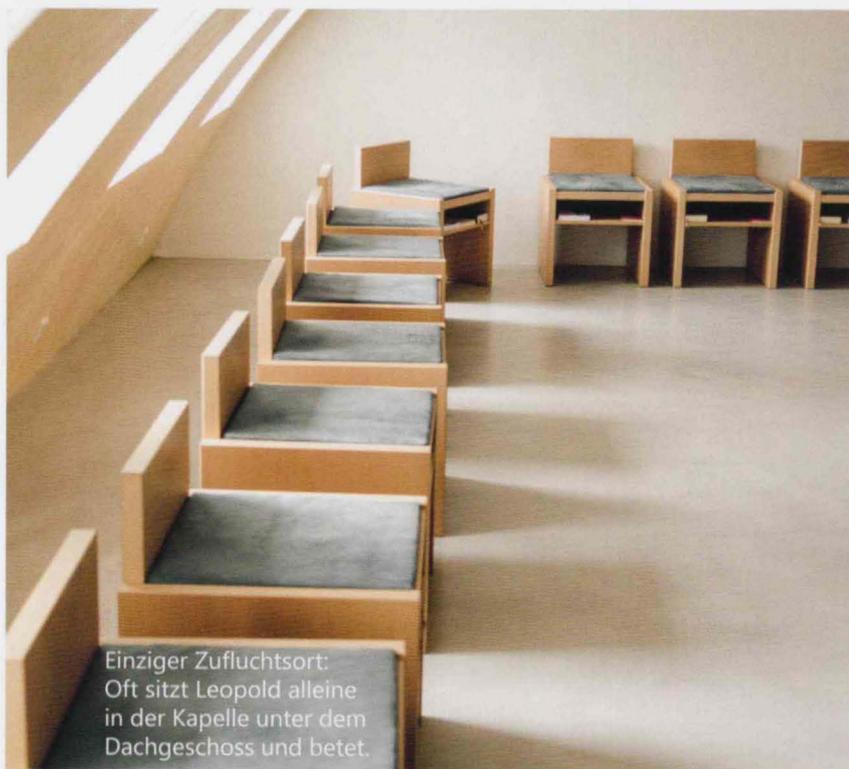
Bruder Bernhardin ging es darum, dem Standort Würzburg neues Leben einzuhauchen.

Leopolds neue Wirkungsstätte, in der er seit acht Wochen lebt und vor einem Monat mit der Arbeit begonnen hat, liegt mitten in der Würzburger Innenstadt. Von außen gleicht das Kloster einem Altbau, von innen einer Jugendherberge. Leopold arbeitet in einem Flügel im zweiten Stock. Sein neues Therapiezentrum ist ein karger Raum mit einer Einbauküche, einem Tisch, sechs Kinderstühlen und einer Schultafel. Von draußen dringt Baustellenlärm in den Raum. Durch ein milchiges Fensterglas ist ein Stahlgerüst zu erkennen, das an einer schmutzigen Betonwand des Nebenhauses aufgestellt ist. Hinter diesem Fenster finden seit vier Wochen jene Seminare statt, die Leopold zuvor zwölf Jahre lang auf dem Egger Berg in den vertäfelten Stuben eines großräumigen Bauernhofs abgehalten hat.

Im „Beerdigungsinstitut“

Nicht nur der Ort ist es, der es Bruder Leopold so schwer macht, sein neues Zuhause zu akzeptieren. Vor allem fehlen die Menschen, die nach Maria Eck kamen, um ihn zu sehen. Noch bis vor kurzem hatte er bis zu 15 Teilnehmer in einem Seminar - jetzt sind es zwei bis drei. Es ist ruhig geworden um Bruder Leopold. Würzburg gilt als das Altenheim unter den Franziskaner-Klöstern. Von zwanzig Brüdern sind aus Altersgründen lediglich noch acht im Einsatz. Etwa die Hälfte muss gepflegt werden - unter den Geistlichen wird der Standort Würzburg als „Beerdigungsinstitut“ bezeichnet. Bruder Leopold soll nun frischen Wind rein bringen - mit 74.

Mittagessen im großen Speisesaal des Würzburger Klosters: Die Brüder haben sich an acht Holztischen so verteilt, dass sich die Gesunden um die Pflegefälle kümmern können. Bruder Leopold sitzt mit fünf seiner neuen Mitbrüder an einem der großen Holztische. An seiner Seite sitzt ein grauhaariger Mann zusammengesunken in einem



Einziger Zufluchtsort:
Oft sitzt Leopold alleine
in der Kapelle unter dem
Dachgeschoss und betet.



Ein Hauch von Heimat:
In die Küche des neuen
Therapieraums hat Leopold
seine Tontasse mitgebracht.
„Damit zumindest der Kaffee
schmeckt.“

Rollstuhl. Er hat die Augen geschlossen, sein Gesicht ist von Falten zerfurcht. Bruder Leopold bindet dem Mann ein weißes Tuch um den Hals. Er zerkleinert mit Messer und Gabel ein Stück Fleisch. Für einen Moment klappen die Augenlider des Mannes nach oben. Seine Pupillen mustern die Gabel, die Leopold in der Hand hält. Dann verschwindet das zerkleinerte Stück Fleisch zwischen den Zahnreihen des Gebisses.

Anders als in Maria Eck muss Leopold im Würzburger Kloster nicht nur Menschen betreuen, die ihn als Therapeuten oder Gesprächspartner aufsuchen. Er pflegt neben der Seelsorge seine eigenen Mitbrüder, von denen viele auf den Tod warten. In den ersten Tagen weint Bruder Leopold jeden Abend. Es sind die schmerzhaftesten Momente seit er sich vor 54 Jahren dazu entschloss, Ordensmann zu werden.

„Ich fühle mich emotional nicht in der Lage, Euch - so gebührend wie es Euch zustünde - auf Wiedersehen zu sagen. Mir wären alle Worte stecken geblieben - ich habe viel zu dicht am Wasser gebaut“, schreibt Leopold in seinem Abschiedsbrief.

Kurz nachdem der 20-jährige Leopold Mader im Frühjahr 1958 das Abitur bestanden hat, verlässt er

seine Freundin. Schon damals fürchtet er sich vor Abschieden. Ohne seinen Eltern und seiner Schwester Lebewohl zu sagen, steigt er mit einer Gepäcktasche in einen Zug ins fränkische Schwarzenberg, den Ausbildungsort der bayerischen Franziskaner. Während der fünfstündigen

seiner Natur, seinen Gebäuden, seinen Menschen und seinen Gefühlen zu verwurzeln. Der Kampf gegen die Einsamkeit an einem Ort, an dem er nicht sein will. Und der Kampf gegen den Gedanken an die kleine verzauberte Kirche in den Chiemgauer Bergen.

Wenn Bruder Leopold die schwere Messingtüre zur Würzburger Franziskanerkirche aufstößt, erfüllt ihn Unbehagen. Es ist nicht mein Ort, sagt er über die riesige gotische Klosterkirche mit der großen goldenen Orgel und dem aufwändigen Netzrippengewölbe. Es ist nicht der Ort, an dem man Bruder Leopold jeden Morgen vor Sonnenaufgang beim Beten antreffen konnte. Es ist nicht der Ort, an dem hunderte Menschen auf engstem Raum zusammenkamen, um jeden Sonntag Leopolds Predigten zu hören. Es ist nicht der Ort, an dem er bei Beerdigungen vor Trauer und bei Hochzeiten vor Freude mit seiner Gemeinde Tränen vergoss. Es ist ein Ort, an dem Leopold seit zwei Monaten nur noch aus Pflichtbewusstsein Gottesdienst hält. Seine Heimat hat er seitdem nicht mehr gesehen. Sie liegt umgedreht auf einem Holzschrank in einem kleinen Würzburger Klosterzimmer.

„ Unser Glaube
ist doch nicht der
Katechismus
unterm Arm! “

Bruder Leopold

Fahrt weint er ununterbrochen. Erst als er in Schwarzenberg ankommt und an der Glocke zum Ausstieg zieht, ist er sich sicher: Aus Leopold Mader wird Bruder Leopold.

Inzwischen ist über ein halbes Jahrhundert vergangen, und immer noch ringt Leopold mit sich und seinem Schicksal. Es ist Leopolds ständiger Kampf gegen das menschliche Bedürfnis, sich an einem Ort, mit

Deutschland-Menü

Sauerkraut, Saumagen und Saure Kutteln: altbackene Omaküche? Nicht mehr! Statt Pizza, Pasta und Paella lassen wir uns wieder unsere Heimat schmecken. Köche aus dem Norden, Süden, Osten und Westen Deutschlands haben für Einsteins vier regionale Gerichte zusammengestellt.

Text: Marina Brafa / Foto: Christian Klenk

Westen

Westfälische Quarkspeise im Weckglas



„Die Quarkspeise ist ein traditionelles, westfälisches Dessert mit der Spezialität Pumpernickel. Das Vollkornbrot aus Roggenschrot wurde immerhin das erste Mal in Westfalen erwähnt. Es erinnert mich an – oder sollte es zumindest kennen. Es erinnert mich an die eigene Kindheit, schließlich hat es meine Oma immer am leckersten zubereitet. Kirschen, eine Pumpernickel-Schokoladenmischung und Quarkcreme abwechselnd geschichtet – Bon Appetit!“

André Böwing, geboren 1971 in Münster/Westfalen, ist Küchenleiter im Seniorenheim Carl-Sonnenschein-Haus und Ferdinand-Tigges-Haus in Ochtrup. Außerdem veranstaltet er Kinderkochkurse.

Osten

Teichelmauke

„Die Teichelmauke ist das heimliche Nationalgericht der Oberlausitz. Das Gericht besteht aus Mauke – Kartoffelpüree. In eine Vertiefung, den sogenannten Teich, wird eine würzige Rinderbrühe aus ausgekochten Knochen mit Wurzelwerk und Lorbeerblättern, Pimentkörnern, Kräutern und Gewürzen gegeben. Meine Großmutter bereitete dieses Essen gern samstags zu, da es erst zum Sonntag ein Fleischgericht gab. Wenn sie einen „guten“ Tag hatte, gab es noch eine Butterflocke oben auf – lecker. Wir bieten dieses Gericht unseren Gästen zusätzlich mit gekochtem Rindfleisch und Sauerkraut an. In manchen Gegenden der Oberlausitz wird auch eine Weißwurst dazugegeben.“

Peter Besser, geboren 1952 in Zittau, ist Inhaber des Wirtshauses „Zum Alten Sack“ in Zittau. Der gastronomische Betrieb ist im Zittauer „Salzhaus“ untergebracht, in dem neben regionaler Küche auch Mundart-Theater angeboten wird.



Süden

Frühjahrs-Göckele mit Kartoffel-Endivien-Salat

„Früher gab es im Winter in Salz eingelegtes Schweinefleisch, weil wir auf dem Bauernhof keinen Kühlschrank hatten. Als dann im Frühjahr die ersten Göckele geschlachtet wurden, war das unser erstes frisches Fleisch seit langem. Die waren manchmal noch nicht einmal ausgewachsen. Heute würde man Stubenküken dazu sagen. Das war etwas ganz Besonderes und kam nur am Sonntag auf den Tisch. Wenn ich das rieche, sehe ich auch heute noch meine Oma, wie sie Göckele zubereitet. Wir Kinder bekamen oft weniger Fleisch und dafür mehr Füllung, die aus den Innereien bestand. Heutzutage würden meine Nichten und Neffen das gar nicht mehr essen. Früher wurde alles verwendet und nichts weggeworfen. Dazu gibt es Kartoffel-Endivien-Salat.“



Werner Stark, geboren 1963 in Dillingen an der Donau, kocht im Dillinger Gasthof Stark. 2012 hat der Restaurantführer „gusto“ seinem Lokal sieben von zehn Pfannen verliehen.



Norden

Kartoffelpuffer mit Matjes-Tatar und Estragonsensfsauce

„Der Matjes für diese Vorspeise wird frisch bei uns in der Nordsee gefangen und gleich weiterverarbeitet. Matjes kann sowohl als Vorspeise, als auch als Hauptgericht gegessen werden. Dazu reicht man Kartoffelpuffer. Den findet man europaweit unter Namen wie Erdäpfelpuffer, Reibekuchen, Reiberdatschi, Reibeplätzchen, Dotsch oder Kartoffelpfannkuchen. Ich mag ihn am liebsten traditionell und brate den Kartoffelpuffer strukturiert, sodass er besonders kross wird. Dazu reiche ich eine Estragonsensfsauce.“

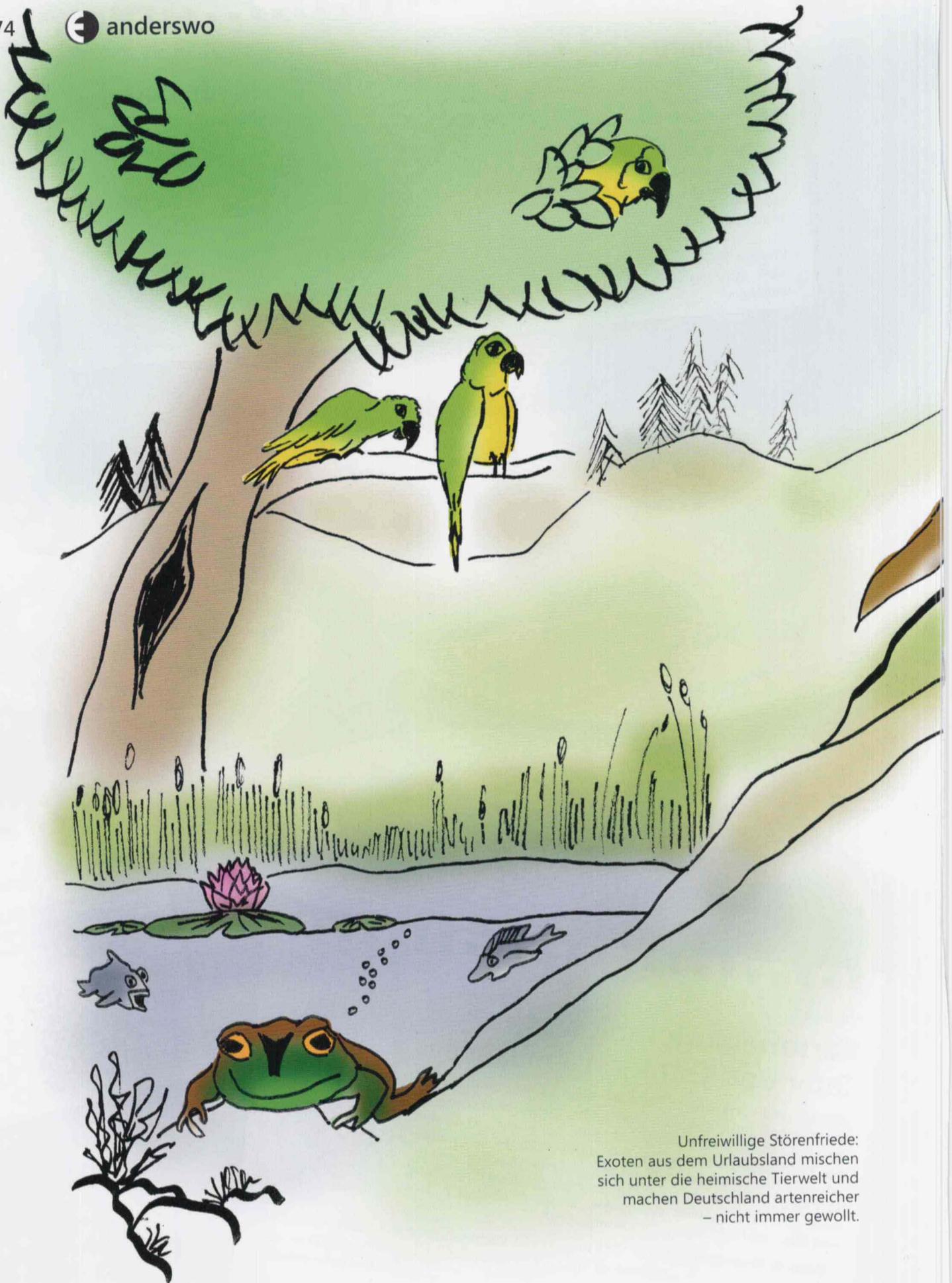


Heinz O. Wehmann, geboren 1955 in Versmold, kocht seit 1980 im Landhaus Scherrer in Hamburg und wird in vielen Restaurant-Führern als einer der Spitzenköche gelistet.

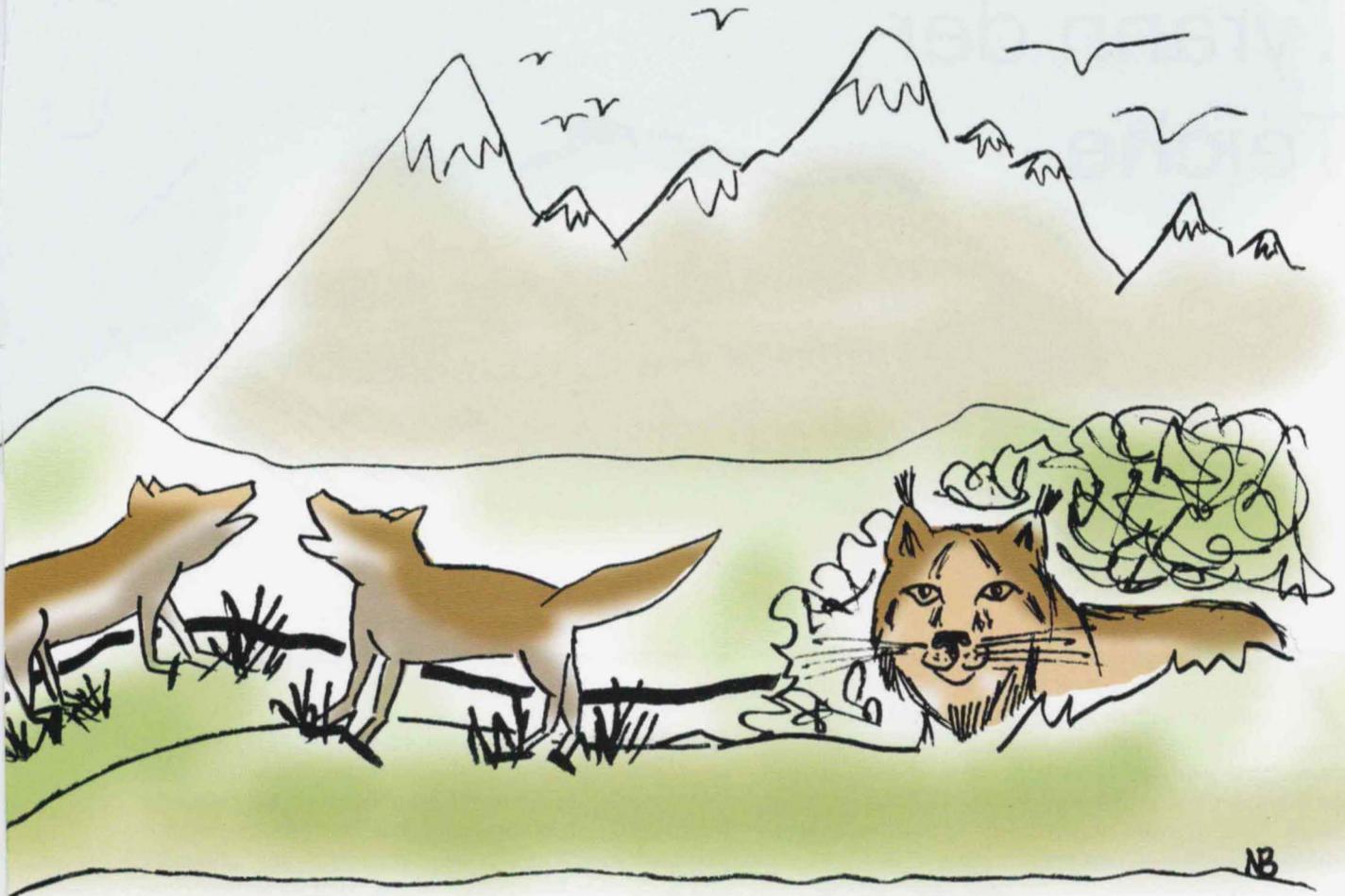
www.einsteins-magazin.de

Appetit bekommen? Für alle
Rezepte zum Nachkochen
QR-Code scannen oder unser
Internetportal besuchen.





Unfreiwillige Störenfriede:
Exoten aus dem Urlaubsland mischen
sich unter die heimische Tierwelt und
machen Deutschland artenreicher
– nicht immer gewollt.



Einwandalismus

Mitbringsel aus den Ferien – am besten lebendig! Viele exotische Tierarten werden von Urlaubern nach Deutschland eingeführt. Die Souvenirs bedrohen die einheimischen Tiere und rauben ihre Nahrung. Probleme bekommen zudem jene Tiere, die nach Jahren wieder in ihrer alten Heimat angesiedelt werden.

Texte: Nathalie Beier, Raphaela Carsten und Isabelle Andres / Illustration: Nathalie Beier

Tyrann der Teiche



Zwei Türen öffnen sich: Sechs Feuerwehrmänner springen aus dem Einsatzwagen. Ihre Gummistiefel versinken in matschiger Erde und feuchtem Gras. Nein, hier gibt es kein Feuer. Nur Wasser und jede Menge Frösche. In Karlsruhe ist dieses Exemplar die „Rana non grata“, der unerwünschte Frosch. Und den bekämpft die Feuerwehr mit einem Schlauch und bloßen Händen.

Der Ochsenfrosch hat im Jahr 2001 den Sprung über und durch den großen Teich bis nach Deutschland geschafft. Seine ursprüngliche Heimat liegt östlich der Rocky Mountains und reicht bis Südkanada. Doch vor elf Jahren fand man plötzlich tausende dieser Exemplare in Karlsruhe.

Artenvielfalt ist grundsätzlich eine gute Sache. Wenn die neu zugezogene Tierart jedoch anfängt, die heimischen Frösche und andere Amphibien aus den Gewässern zu vertreiben, bekommt das Wort „Artenschutz“ eine wortwörtliche Bedeutung: Denn der Ochsenfrosch duldet keine Artgenossen neben sich. Was ihm über den Weg schwimmt oder hüpft, verschwindet in seinem breiten Maul. Sein Magen funktioniert nach dem Prinzip der Raupe Nimmersatt: Schnecken, Regenwürmer, Insekten oder kleine Fische, junge Schlangen, kleine Schildkröten, Wasservögel, Eidechsen und andere Frösche. Der Ochsenfrosch schluckt alles und rottet dadurch heimische und geschützte Amphibienarten aus.

Anders als in den USA und Kanada hat der Tyrann der Teiche in Deutschland keine natürlichen Feinde. Er produziert eine klebrige, bitter schmeckende Substanz und hält sich damit andere Tiere vom Leib. Die Geschlechtsreife erreicht er mit einem Jahr. Dann pflanzt er sich inflationär fort: Der Frosch produziert 10 000 bis 25 000 Eier. Nach Berechnungen von Amphibienexper-

ten verdoppelt sich die Population der Ochsenfrösche alle zwanzig Jahre.

Mit Strom gegen den Todesfrosch

Der Ursprung der Plage liegt schlicht in der Unwissenheit von zahlreichen Amphibienbesitzern. Sie ziehen die Kaulquappen des Ochsenfrosches mit viel Liebe im eigenen Gartenteich auf. Doch schon kurze Zeit später haben die neuen Besitzer genug von den Riesenfröschen. Nur wenige Leute wissen, dass die über ein Kilo schwere und mehr als zwanzig Zentimeter große Amphibie blökt wie ein Ochse. Und weil man einen Frosch nicht erziehen kann wie einen Hund, werden die Tiere einfach in freie Gewässer geworfen. Exotische Tiere auszusetzen, ist in Deutschland streng verboten – doch das wissen viele nicht.

Fünf Gewässer in Karlsruhe sind von der Froschplage betroffen. Die Tiere beschädigen das Ökosystem erheblich. Die einzige Chance, die Riesenfrösche aus dem Wasser zu holen, ist, die Feuerwehr einzuschalten: Gemeinsam mit freiwilligen Helfern hat sie alle Teiche bereits zweimal ausgepumpt. Zentimeter um Zentimeter erscheinen die Augen, der olivgrüne Körper und die starken Beine. Mit schnellem Griff sammeln die Männer die rund fünfzehn Zentimeter langen Kaulquappen und Frösche vom Grund auf. Teilweise werden die Tiere auch durch elektrisches Abfischen gefangen: Das ist eine Fischfang-Methode, bei der Strom ins Wasser geleitet wird. Befinden sich die Frösche dann im Stromkreis, schwimmen sie automatisch zur Anode und den Fingern direkt in die Hände. Für den Aufwand des Abpumpens entstehen Kosten von 53 000 Euro pro Teich, insgesamt also 270 000 Euro, die die Stadt Karlsruhe, sprich der Steuerzahler, aufbringen muss.

Wer hat Angst vorm bösen Wolf?

Die Verhaltensbiologin Marion Ebel ist stolze Mutter. Ihre Sechslinge Ayla, Scott, Kahn, Monja, Aslan und Inuk sind Polarwölfe. Die Welpen bekam sie in den Jahren 2004 und 2011 aus dem Zoo Stralsund und dem Wildpark Rheinböllen. Seitdem sind die Sechs und ihre Ziehmutter eine kleine Patchworkfamilie. Ebel arbeitet als wildbiologische Betreuerin im Wildpark „Alte Fasanerie“ in Hanau und beobachtet die Rückkehr der Wölfe nach Deutschland mit Spannung.



Der Wolf kommt zurück nach Deutschland. Heißen Sie ihn willkommen?

Ich finde das großartig. Früher war es üblich, den Wolf systematisch auszurotten. Heute sollten wir seine Rückkehr als Chance sehen, eine neue Kultur zu schaffen, die geprägt ist von einem friedlichen Miteinander von Mensch und Tier. Der Wolf hat ein Recht darauf, sich in den deutschen Wäldern zu Hause zu fühlen. Immerhin waren sie schon einmal seine Heimat.

Haben Sie Verständnis für die Landwirte, die dem Wolf skeptisch gegenüberstehen?

Es ist natürlich nachvollziehbar, dass ein Schäfer nicht begeistert ist, wenn er eines seiner Tiere tot auf der Wiese findet. Aber die Schäfer und Bauern müssen lernen, mit dem Wolf zu leben. Jahrelang konnten Landwirte ihre Tiere unbeaufsichtigt auf den Weiden lassen, jetzt müssen sie eben aufpassen. Es reicht ein Schäferhund oder ein Elektrozaun, mehr braucht es nicht, um den Wolf von seiner Beute fernzuhalten. Ich glaube jedoch auch, dass die Angst vor dem Tier in der Angst vor einem Kontrollverlust beim Menschen liegt: Den Wolf kann man nicht beherrschen, dafür ist sein Charakter zu unabhängig und eigenwillig, das Symbol der wilden Natur. Dass sie dieses Tier nicht wie einen Hund oder eine Katze zähmen können, macht den meisten Menschen wohl Angst.

Ist diese Angst vor dem bösen Wolf begründet?

Es geht keine Gefahr von ihm aus. Krankheiten wie die Tollwut, die er auf den Menschen übertragen kann, gibt es in Deutschland nicht mehr. Wilde Wölfe meiden den Menschen, denn sie sind scheu. Wer aber einem dieser faszinierenden Tiere Auge in Auge im Wald gegenübersteht, der sollte diesen einzigartigen Moment genießen und dem Wolf hinterher schauen, wenn er wieder verschwindet.

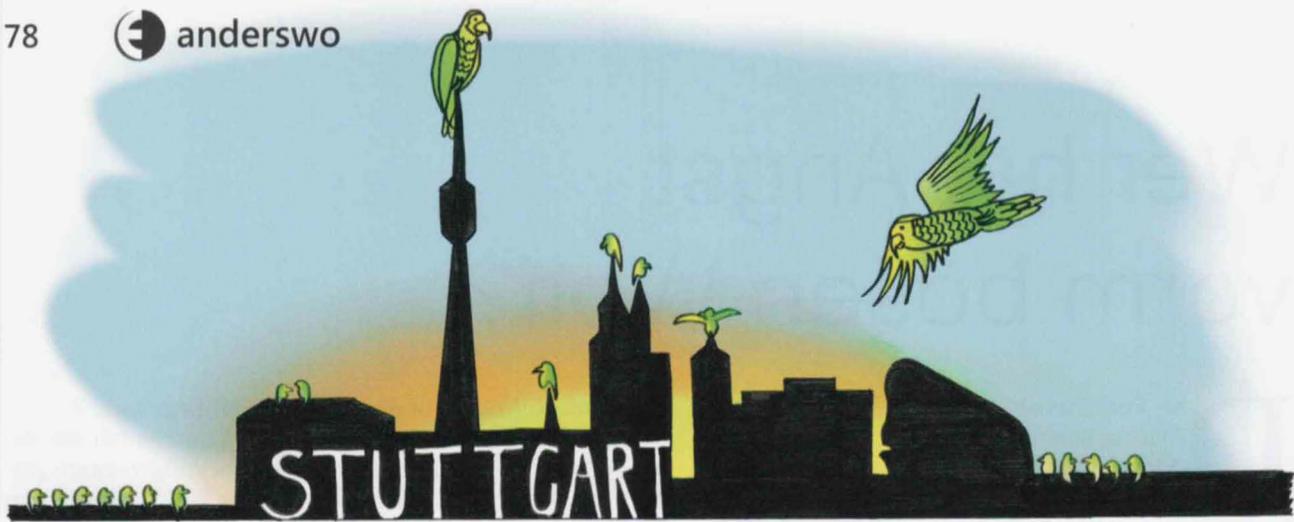
Also überwiegen die Vorteile der Wiederansiedelung?

Unsere Umwelt wird durch den Wolf bereichert. Ein Stück Wildnis kommt zurück. Das Raubtier hält die Wildtiere auf Trab. Wenn sie nicht schlau oder fit genug sind, um dem Wolf zu entkommen, werden sie auf natürliche Art ausgemustert. Die Natur trifft so ihre eigene Auslese.

Wie schätzen Sie die Entwicklung der Wolfspopulation in Deutschland ein?

Derzeit gibt es 120 bis 150 frei lebende Tiere. Platz hätte es mindestens für 250 Wölfe. Der Wald ist groß, und da es ausreichend Wild gibt, ist der Tisch immer gut gedeckt. Sollte es dem Wolf dennoch zu eng werden, wird er weiterziehen, denn er ist ein Wanderer. In Deutschland gibt es noch viel Wald. Der Wolf kann in Ruhe wieder nach Hause kommen.





Vogelfrei

In ihrer tropischen Heimat sind die Gelbkopfamazonen vom Aussterben bedroht, in Stuttgart vergrößert sich ihre Population von Jahr zu Jahr – und das im Großstadtdschungel. Neuzugezogene rufen in den ersten Tagen nach dem Umzug häufig den Notruf. Sie wollen weder eine Prügelei noch einen Einbruch melden, sondern Papageien. Genauer gesagt 48 Gelbkopfamazonen mit leuchtend grünem Gefieder und sonnen-gelben Köpfen.

Mitten im Stuttgarter Stadtbezirk Bad Cannstatt leben sie auf Platanen, hüpfen von Strauch zu Strauch, segeln über die Dächer hinweg oder ruhen sich auf Fernsehantennen aus. Sie sind die einzige frei lebende Population außerhalb Amerikas.

Ein Stück Mexiko im Schwabenland

Wer in der Eisenbahnstraße oder in der Umgebung des Zoos Wilhelma unterwegs ist, in Parkanlagen spazieren geht, auf den Balkon hinaustritt oder aus dem Fenster schaut, entdeckt statt ordinären Stadtauben den bunten Vogel aus Mexiko.

Viele denken zunächst, der Vogel sei aus der Wilhelma entflohen. Doch in den Vogelvolieren des Tiergartens gibt es keine Gelbkopfamazonen. 1984 landete ein Gelbkopfamazonen-Männchen im Stuttgarter Zoo, und niemand wusste, woher er kam. Wahrscheinlich war er seinen Besitzern entwischt. Anstatt die neu gewonnene Freiheit zu genießen, kam er jeden Morgen wieder und suchte die Nähe anderer Amazonenarten. Kurz darauf paarte sich das Männchen mit einem Weibchen. Zwei Jahre später konnten die Zoobesucher bereits eine fünfköpfige Familie bestaunen. 1995 war die Gruppe auf dreißig Tiere angewachsen. Mittlerweile berichtet der Naturschutzbund Stuttgart von 48 Gelbkopfamazonen.

In Mexiko, ihrer ursprünglichen Heimat, sind die Lebensbedingungen nicht einfach: Nicht die natürlichen Feinde wie Schlangen oder Eidechsen gefährden den Bestand der Vögel. Bedrohlicher ist der

Mensch, der weitläufige Waldlandschaften abholzt und damit Bruthöhlen zerstört und Nahrungsquellen vernichtet.

Seit einigen Jahren geht ihre Zahl in Mexiko zudem stark zurück, weil die Gelbkopfamazonen für den Verkauf systematisch gefangen werden. Aus den Federn fertigt die indigene Bevölkerung noch heute Kopfschmuck oder Ketten. Außerdem jagen die Landwirte den bunten Vogel, denn die Schwärme fallen auf Plantagen ein und fressen sich an der hart erarbeiteten Ernte der Bauern satt.

Um derartige Bedrohungen muss sich der 48-köpfige Schwarm in Bad Cannstatt nicht sorgen. Die Feinde sind im Schwabenlände rar. Deshalb fliegen die Papageien jeden Morgen in kleinen Gruppen unbekümmert aus und suchen sich ihr Frühstück zusammen: Ahornrinde, Äpfel, Zwetschgen, aber auch sehr giftige Eiben- oder Robinensamen.

Auch wenn die Gelbkopfamazone die schwäbische Flora und Fauna nicht negativ beeinflusst, freut sich nicht jeder über ihren Zuzug. Im Sommer um vier Uhr morgens geweckt zu werden, nervt einige Cannstatter. Den Obstbauern sind die Schnabelabdrücke auf ihren rotbackigen Äpfeln genauso ein Dorn im Auge, wie Autoliehabern die kleinen weiß-grünen Häufchen auf dem frisch polierten Lack.

1996 wurde deshalb sogar ein Verbrechen an einem der Vögel verübt: Mord im Garten! Ein Cannstatter Unternehmer erwischte eine Gelbkopfamazone dabei, wie sie sich an seinem Haselnussstrauch bediente und machte mit einem Schuss aus seinem Luftgewehr kurzen Prozess. Den Kadaver legte er ins Gefrierfach. Zwei Jahre später schlug er erneut zu, vefehlte jedoch sein Ziel – der Papagei entkam mit einer Verletzung am Flügel. Anhand des Bleiprojektils konnte die Polizei den Vogelmörder überführen. Die Konsequenz: 2250 Mark Strafe inklusive der Tierarzkosten für den flügelharmen Vogel.

Deutscher Tiger

Vor zehn Jahren bringt ein Luchsweibchen aus dem Harz zum ersten Mal Junge zur Welt. Bei der Geburt wiegen sie 250 Gramm – und alle sechs Baby-Luchse sind am Leben. In einem Zoo wäre das keine Sensation. In freier Wildbahn ist das ein erster Erfolg für den Bestand der größten Raubkatze Europas. Nachdem der Luchs jahrelang gezielt ausgerottet worden ist, soll er jetzt wieder heimische Wälder bewohnen. In Deutschland lebt der geschickte Jäger mit den Pinselohren und dem rötlich bis gelb-braun gefleckten Fell seit 1950 wieder in Teilen der Alpen, im Bayerischen Wald, im Harz oder im Fichtelgebirge. In Europa wird die Zahl der Tiere auf 7000 geschätzt, weltweit sind es 50 000.

Seit dreißig Jahren lebt der Luchs wieder in Nordbayern. Ohne menschliche Unterstützung wäre das nicht möglich gewesen. Dennoch fällt es ihm schwer, neue Lebensräume zu erobern. Wildtierexperten befürchten, dass ihm Jäger die Wiederansiedlung erheblich erschweren. In Deutschland ist es deshalb verboten, Luchse zu jagen.

Derzeit leben etwa 20 bis 45 Tiere entlang der bayerisch-tschechischen Grenze. Hauptverbreitungsgebiet ist der Bayerische Wald, in dem 10 bis 15 erwachsene Luchse leben sollen. Einzelne Tiere gibt es auch entlang der Grenze bis zum Fichtelgebirge.

Freie Wildbahn für den Luchs

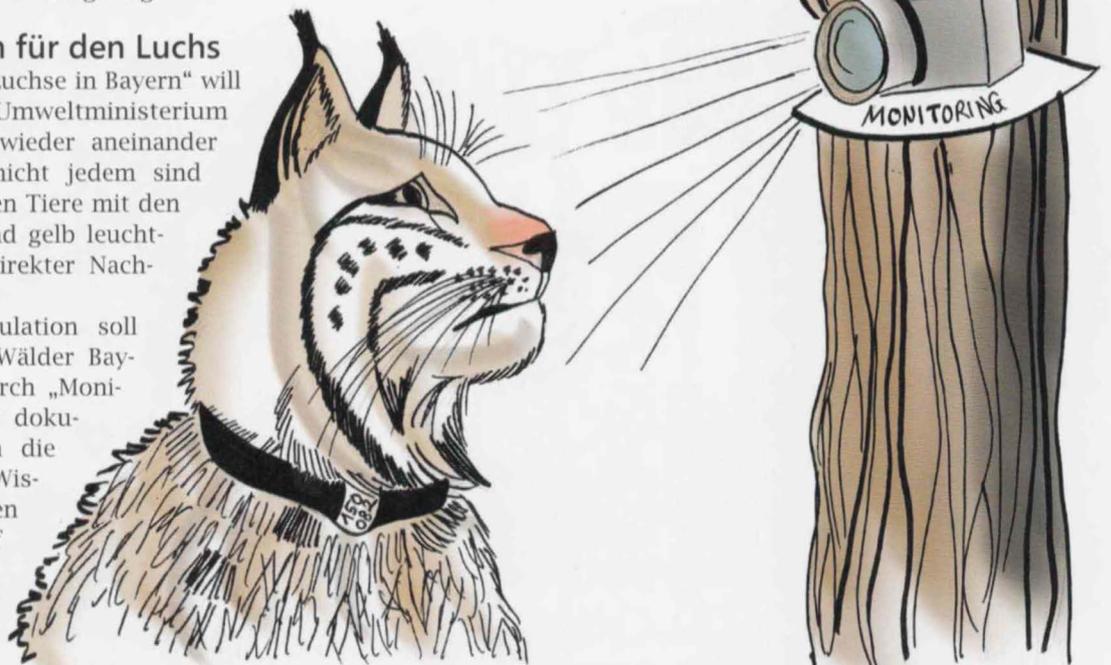
Mit dem Projekt „Luchse in Bayern“ will das Bayerische Umweltministerium Mensch und Tier wieder aneinander gewöhnen. Denn nicht jedem sind die 25 Kilo schweren Tiere mit den breiten Pranken und gelb leuchtenden Augen in direkter Nachbarschaft geheuer.

Die Luchspopulation soll wachsen und die Wälder Bayerns besiedeln. Durch „Monitoring“ wird dabei dokumentiert, wie sich die Luchse einleben: Wissenschaftler suchen nach Spuren auf dem Waldboden, gerissenen Beutetieren, Exkrementen und Haaren. Fotofallen,

die an Bäumen angebracht sind, liefern Schnappschüsse von den Tieren. Dabei werden auch Statistiken über die erlegten Nutztiere ansässiger Landwirte erstellt. Damit der Luchs mit heilem Pelz davonkommt, begleicht die Regierung die Schäden der Bauern mit finanziellen Zuschüssen.

Jäger, Förster oder Landwirte sollen die Raubkatze als neues altes Mitglied der bayerischen Flora und Fauna betrachten. Damit das funktioniert, werden Flyer und Broschüren gedruckt, Ausstellungen und Vorträge organisiert und Führungen angeboten, die Mensch und Tier zumindest geistig zusammenführen sollen.

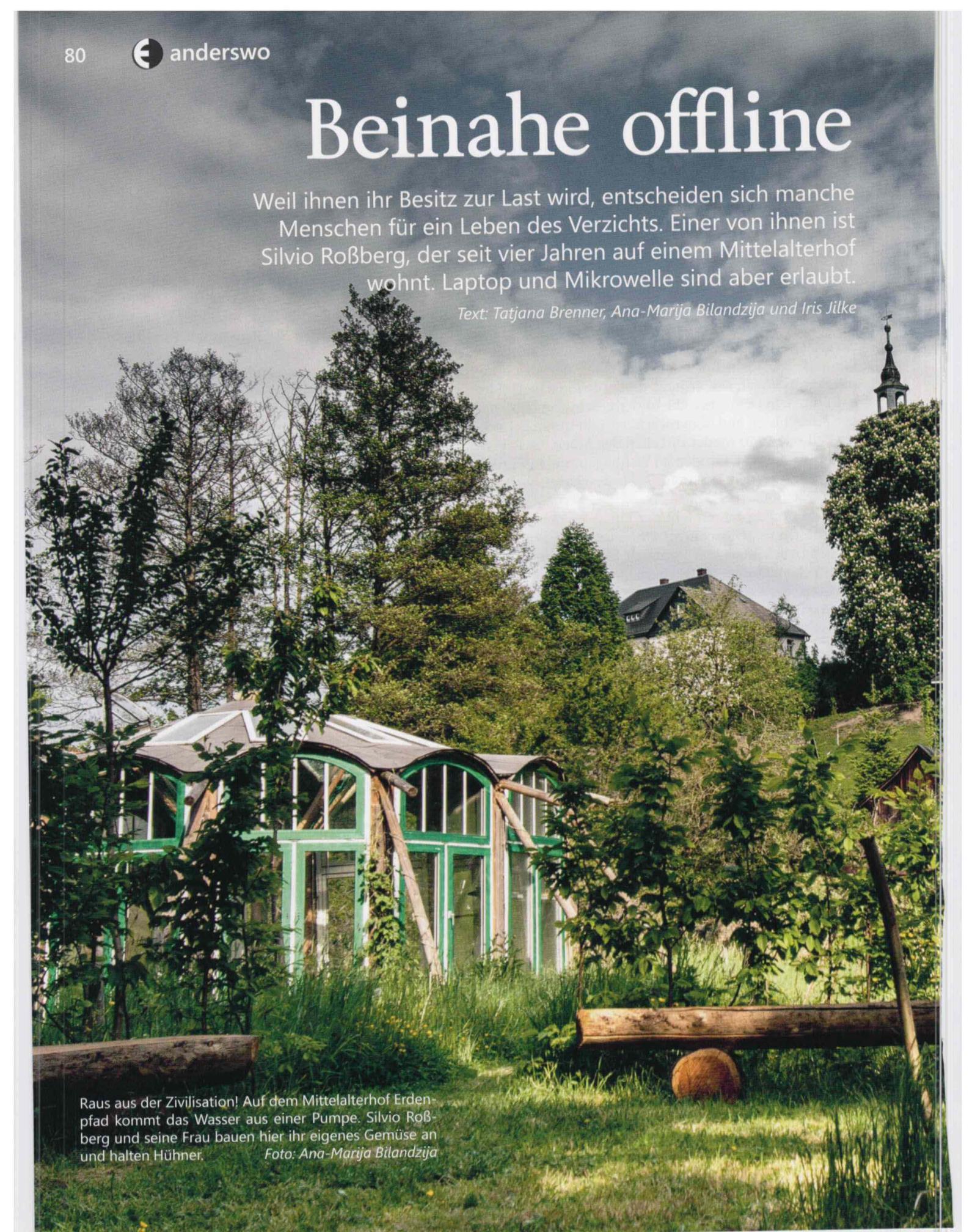
„Am wirksamsten wäre die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Alter von vier bis 14 Jahren“, sagt Diplom-Biologin Sybille Wölfl. Die Leiterin des Luchsprojekts sieht eine Chance, das Verhältnis zwischen den Kindern und dem Raubtier so positiv zu beeinflussen, dass im Erwachsenenalter der Luchs in einem Satz mit Fuchs, Spitzmaus oder Marder genannt wird.



Beinahe offline

Weil ihnen ihr Besitz zur Last wird, entscheiden sich manche Menschen für ein Leben des Verzichts. Einer von ihnen ist Silvio Roßberg, der seit vier Jahren auf einem Mittelalterhof wohnt. Laptop und Mikrowelle sind aber erlaubt.

Text: Tatjana Brenner, Ana-Marija Bilandzija und Iris Jilke



Raus aus der Zivilisation! Auf dem Mittelalterhof Erdenpfad kommt das Wasser aus einer Pumpe. Silvio Roßberg und seine Frau bauen hier ihr eigenes Gemüse an und halten Hühner.

Foto: Ana-Marija Bilandzija



Muskulöse Arme pressen Wasser aus einer selbstgebastelten Pumpe. Dicke Haarzotteln wippen im Takt mit. Wasser schießt nach oben, das alte Metall quietscht. Mit dem Handrücken wischt sich Silvio Roßberg über die Stirn. Tatoos in Form von Ranken schmücken seine Unterarme, sie umschlingen den Namen seiner Frau Catrin. Unter seinen Nägeln klebt Erde, seine Haut ist gebräunt. Er trägt Kleidung im Mittelalterstil, „weil die bequem ist“.

Silvio Roßberg ist 48 Jahre alt. Seit 2008 lebt er mit seiner Frau Catrin auf dem Mittelalterhof Erdenpfad in Ostthüringen. Ein starker Kontrast zu seinem alten Leben: Silvio arbeitete als Zivilfahnder, nebenberuflich organisierte er Reisen. In der Freizeit stählte er seine Muskeln im Fitnessstudio. Sein Körper hielt dem Leistungsdruck nicht mehr stand - ein Halswirbelbruch war der Auslöser für seinen Neuanfang. Er gab seinen Beruf auf, suchte eine neue Herausforderung und entdeckte den Hof in Göhrendöhlen.

Das Grundstück ist mehr als 6000 Quadratmeter groß. Auf dem Mittelalterhof nutzen Silvio und Catrin viele Räume überhaupt nicht. Das bedeutet Platz für viele Menschen: „Wir sind offen für neue Leute und schreiben das auch im Internet aus“, erzählt Silvio. „Wer bei uns wohnt, sollte als Gegenleistung ungefähr drei Stunden am Tag mitarbeiten. Gäste, die zudem bei uns

essen, sollten etwa fünf Stunden mithelfen.“

Silvio stapft in seinen blauen Gummischuhen über die Wiese. Vorbei an einem Dutzend Hühnern, Enten und einem grünen Gewächshaus. Hier baut er Gurken und Kräuter an, draußen wachsen Erdbeeren. Während Silvio sich um den Hof kümmert, arbeitet Catrin als Kinderpädagogin in Jena. Das einfache Leben macht die beiden glücklich. „Wir sind angekommen. Hier geht es nicht um Leistung und Geld, sondern um uns“, sagt Silvio.

Dass weniger manchmal mehr ist, hat auch Soziologe und Glücksforscher Alfred Bellebaum aus Koblenz festgestellt. „Unsere Gesellschaft ist übersättigt. Wenn man überlegt, was man in seinem Haushalt wirklich braucht, könnte man wahrscheinlich 90 Prozent davon wegschmeißen.“

Der sogenannte „Simplicity“-Trend (deutsch: Einfachheit) kommt aus den USA. Mittlerweile ist daraus ein ganzer Marktweig entstanden. Selbsthilfebücher wie „Simplify your Life“ von Tiki Küstenmacher und Lothar Seiwert verraten, wie man seine Handtasche, seinen Haushalt oder gleich sein ganzes Leben entrümpeln kann. Das Buch „Walden“ aus dem Jahr 1854 ist ein Klassiker, wenn es um alternatives Leben geht. Der Autor, Henry David Thoreau, floh vor der amerikanischen Industriegesellschaft in den Wald und schrieb seine Gedanken und Erlebnisse als Waldmensch auf.

Das Grimm'sche Märchen „Hans im Glück“ lehrt Kinder seit Jahrhunderten, wie befreiend es sein kann, sich von seinem Besitz zu lösen. Erst als Hans alles verliert, fühlt er sich frei und verspürt keinen Mangel mehr. Er lernt die Tatsache zu akzeptieren, dass alles seine Zeit hat, dass Dinge zu ihm und auch wieder von ihm weg finden.

Für Heidemarie Schwermer war es ebenfalls eine Befreiung, sich von ihrem Besitz zu lösen. Ein Umzug nach Dortmund hat der 70-Jähri-



Neuanfang im Mittelalterstil: Silvio Roßberg hat seine Zivilfahnder-Uniform an den Nagel gehängt und trägt heute eine Leinen-Tunika. *Foto: Ana-Marija Bilandzija*

gen das Ausmaß der menschlichen Verschwendungssucht vor Augen geführt: „Ich war erschrocken, wie viele Obdachlose es hier gibt. Ich konnte es nicht mehr mit meinem Gewissen vereinbaren, dass andere hungern, während ich im Überfluss

verschenkte ihre Möbel, kündigte alle Bankkonten und Versicherungen und gab ihre Stelle als Psychotherapeutin auf. „Einfach ist so ein Ausstieg nicht“, sagt Glücksforscher Bellebaum, „man muss auf viele Annehmlichkeiten verzichten. Das sind wir nicht gewohnt.“

Heidemarie fällt der Verzicht nicht schwer. Was ursprünglich ein Versuch war, wurde ihre Lebensphilosophie - seit 16 Jahren pilgert Heidemarie von Ort zu Ort und erzählt ihre Geschichte. Ihre Rente verschenkt sie an bedürftige Menschen. „Hier habe ich alles, was ich brauche, und das macht mich reich“, sagt Heidemarie.

Ermöglicht wird ihr Lebensstil erst durch Bekannte: Sie bieten ihr eine Unterkunft, Mitfahrgelegenheiten oder eine warme Mahlzeit. Als Gegenleistung fegt Heidemarie ihre Höfe, kocht oder wäscht ab. Manchmal berät sie unentgeltlich

”

Hier habe ich
alles was ich brauche,
und das macht
mich reich.

Heidemarie Schwermer,
Aussteigerin

“

lebe.“ Also startete sie einen Versuch: ein Jahr ohne Geld.

1997 wagte sie den radikalen Schritt: Sie gab ihre Wohnung auf,



Arm aber zufrieden: Die Psychotherapeutin Heidemarie Schwermer hat ihr altes Leben aufgegeben und besitzt nur noch einen Koffer. *Foto: Line Halvorsen*

und darf im Gegenzug das Internet nutzen.

Den Wert der Gemeinschaft hat auch Jürgen Wagner für sich erkannt. Wer ihn kennt, kennt ihn als den Mann aus dem Wald. Als den, der in einer Jurte wohnt oder in einer Höhle. Der im Fluss badet und dort sein Mittagessen fängt. Der seit Jahren keinen Geldschein in der Hand hatte und nur von dem lebt, was er findet oder geschenkt bekommt. Aus Jürgen Wagner ist vor mehr als zwanzig Jahren Öff Öff geworden.

Er wusste schon früh, dass er ein alternatives Leben führen will. Auch heute, mit 48 Jahren, bereut er seine Entscheidung nicht. Er hatte den Egoismus unserer Gesellschaft satt. Nach seinem Theologie- und Philosophie-Studium lebte er freiwillig als Obdachloser. „Ich bin etwa fünf Jahre lang mit Plakaten von Stadt zu Stadt gezogen, als Wanderprediger, ähnlich wie Buddha oder

Jesus.“ 1991 nahm Öff Öff seinen Personalausweis ein letztes Mal in die Hand. Er steckte ihn in einen Briefumschlag, adressierte ihn an den Bundespräsidenten, brachte ihn zur Post und schickte ihn ab – seine

„ Ein Leben ohne Gewalt, Herrschaft und Leistungsprinzip.“

Jürgen Wagner
Waldmensch Öff Öff

Art, dem Staat zu zeigen, was er von ihm hält.

Im selben Jahr gründete er die sogenannte Schenkerbewegung. Öff Öff und seine Anhänger fordern

soziale Harmonie statt Leid. Das bedeutet: ein friedvolles Miteinander und gegenseitiges Beschenken. „Ich lebe meinen Mitmenschen ein Leben ohne Gewalt, Herrschaft und Leistungsprinzip vor. So trage ich globale Verantwortung und fördere globale Liebe.“

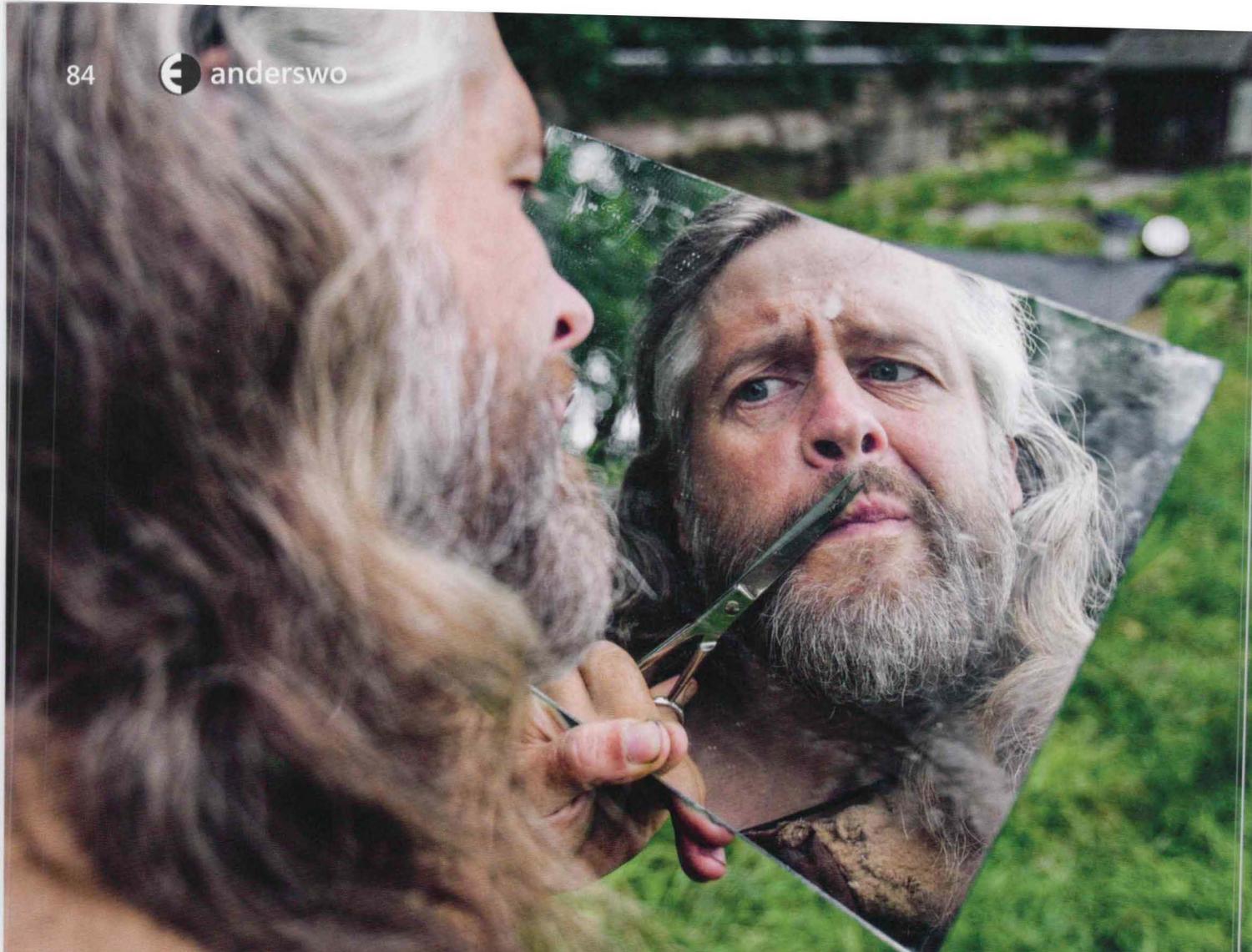
Er verbrachte mehrere Monate in der Natur. Als Waldmensch wurde er durch die Medien bekannt. Die Geburt seines Sohnes Aljoscha führte ihm vor Augen, dass er nicht länger auf ein geregeltes Familienleben verzichten will. Seither wohnt er mit seiner Frau Anke und seinem Sohn in einem Reihenhaushaus und genießt wieder die Vorzüge des bürgerlichen Lebens. Von hier aus hält er die Schenkerbewegung am Leben.

Er macht keinen Hehl daraus, dass er nicht völlig unabhängig von der Gesellschaft lebt. Das Internet zum Beispiel möchte er nicht missen. Täglich surft er im Netz, führt mehrere Blogs, auf denen er sein Privatleben und seine Ideologie verbreitet. In Foren und sozialen Netzwerken sucht er den Kontakt zu Gleichgesinnten.

Auch für Heidemarie ist Austausch wichtig. Anderen Meinungen gegenüber ist sie offen. „Meinen Lebensstil habe ich bewusst gewählt. Wenn ich irgendwann keine Lust mehr habe, kann ich mein Leben ja auch wieder umstellen.“

Momentan vermisst sie jedoch nichts. Denn auch ein Leben ohne Geld kann komfortabel sein: Auf der Straße schläft sie nie, online und auf dem Handy ist sie rund um die Uhr erreichbar, und gelegentlich schenken ihr Bekannte Zugtickets für Ausflüge.

Auch die Roßbergs haben sich einen Teil dieser Normalität bewahrt. In ihrem Haupthaus blubbert eine Hochglanz-Eckbadewanne. „Eigentlich wohnen wir in einer spießigen Altbauwohnung“, sagt Silvio. In der Küche stechen moderne Geräte ins Auge: Silvio und Catrin haben neben einem Backofen, einem Ceranfeld und einem Mixgerät auch eine Mikrowelle – der Inbegriff mo-



Echte Handarbeit: Jürgen Wagner alias Öff Öff kürzt seinen Bart mit einer Metallschere.

Foto: Stefan Finger

dernen Kochens. Nur ein Blick aus dem Fenster erinnert daran, dass man sich auf einem Mittelalterhof befindet. Bei Roßbergs klingelt es – Catrin ist zurück. Sie stellt zwei kleine Milchkannen aus Blech auf den Boden. Ein zitronengelbes, bodenlanges Kleid umspielt ihren zierlichen Körper, ein paar ihrer blonden Haarsträhnen ragen aus dem Dutt heraus. Silvio schreitet auf sie zu, umarmt sie und drückt ihr einen Kuss auf die Lippen. Er legt seine Hand um ihre Hüfte und begleitet sie in die Küche.

„Müssen wir morgen eigentlich wieder Brot backen?“, fragt Catrin. „Setz dich erst einmal“, antwortet Silvio und zieht ihr einen Stuhl zur Seite. Dann essen sie zu Abend – es gibt Fladenbrot und abgepackten Schafskäse von Aldi. „Milchproduk-

te müssen wir noch einkaufen. Eine einzelne Kuh zu halten wäre Tierquälerei“, erklärt Silvio. „Also schaffen wir es noch nicht, vollkommen autark zu leben. Aber was ist schon schlimm daran?“

Silvio setzt sich in seinem Wohnzimmer in einen dunkelbraunen Ledersessel und lässt den Blick über die vollen Bücherregale schweifen. Zwischen den grün oder braun eingebundenen Büchern lugt ein fußballgroßer Totenkopf hervor, ein Säbel, eine Mandoline, eine Geige und weitere Instrumente.

„Ob ich für immer hier bleiben werde? Ich glaube nicht.“ Lässig überkreuzt Silvio die Hände am Hinterkopf. „Im Moment ist alles perfekt. Aber falls es sich eines Tages nicht mehr gut anfühlen sollte, dann ziehen wir weiter. Ich sehe

mich irgendwie immer noch am Pazifik.“

Auch Öff Öff plant derzeit seinen nächsten Ausflug. Bald will er in den Wald zurückkehren. Dort baut er sich dann eine neue Jurte. Heimat ist für ihn jeder Ort, an dem freie und teilende Menschen leben. Dieses Mal bleibt er aber in der Nähe seiner Familie und wählt den hessischen Wald. Für immer? Darauf möchte er sich nicht festlegen: „Wenn mir jemand einen guten Grund nennt, normal zu leben, werde ich es tun.“

www.einsteins-magazin.de



Für einen virtuellen Rundgang über den Mittelalterhof von Silvio und Catrin: QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.

„Sehnsucht nach der eigenen Scholle“

Die Zeitschrift „Geo Special“ lebt von Abenteuerlust und exotischen Reisezielen. Im Interview spricht Redakteur Ariel Hauptmeier über das Deutschlandheft und warum er vom Reisen erst einmal genug hat.

Ist Heimat für Sie mit Deutschland verbunden?

Ja, auf jeden Fall. Jeder, der länger im Ausland war, weiß, wie stark die Sehnsucht nach der eigenen Scholle werden kann. Es beginnt mit der deutschen Sprache, in der man jede Nuance versteht und sich wohlfühlt – und die man mit jedem Tag im Ausland mehr vermisst. Es geht weiter damit, dass man endlich wieder „sein“ Essen essen will – und endet damit, dass man sich plötzlich nach einem frischen Frühlingstag oder einem milden Herbsttag sehnt. Ich habe zwei Mal im Ausland gelebt – und bin stets treu heimgekehrt.



„Geo“-Redakteur
Ariel Hauptmeier

Welche Idee stand hinter der Ausgabe im April 2012, dem Deutschland-Heft?

Wir haben das Heft gemacht, weil Natur und Heimat zu einem wichtigen Reisetrend geworden sind. In den 1980er-Jahren verkörperte die Fototapete vom Karibikstrand die Reiseträume. Heute zeigt die Werbung von Outdoor-Jacken-Herstellern, wonach sich die Menschen sehnen: Es geht darum, aufzubrechen und zurückzukehren in die ursprüngliche Natur. Losmarschieren, autonom, selbstbestimmt, frei,

Sehen Sie darin eine Heimatsehnsucht?

Nicht unbedingt. Dazu ist Heimat ein zu schillernder Begriff: Er muss ja nicht notgedrungen mit Natur verbunden sein. Auch eine Straße in Berlin kann das ursprünglichste Gefühl von Heimat verkörpern.

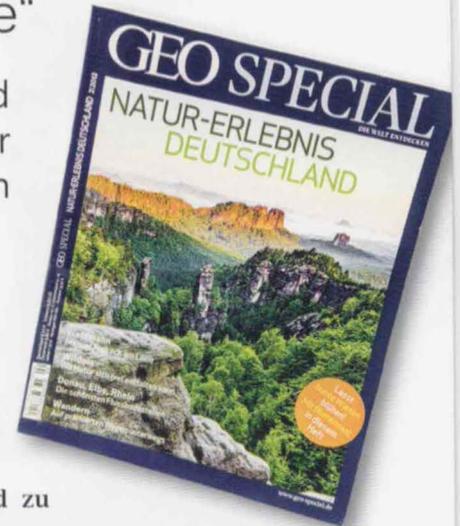
Was bedeutet Heimat für Sie?

Ich komme aus dem Weserbergland, einer leicht hügeligen, bäuerlich geprägten Landschaft. Der Blick über die sanft geschwungenen Felder – das ist wohl mein Heimatbild. Mittlerweile habe ich aber nicht mehr nur eine Heimat. Ich habe zwölf Jahre in Berlin gelebt – dort war für mich Heimat der Monbijoupark in Mitte. Seit sieben Jahren lebe ich in Hamburg – hier ist Heimat für mich die Lüneburger Heide, rund 40 Autominuten südlich von hier. Für mich ist sie die urdeutsche Landschaft, sie weckt starke Gefühle in mir. Seit Jahrhunderten hat sich dort nichts verändert, es gibt keine Autos, die Wege

sind aus Stein oder Kopfstein, und am Rand stehen Eichen.

Sie sind früher viel herumgereist, sehnen Sie sich ab und zu nach der Ferne?

Im Augenblick nicht mehr. Ich hebe nicht mehr die Hand, wenn es nach China oder Alaska geht. Reisen ist zwar schön, aber auch furchtbar anstrengend. Gerade wenn man in entlegene Gegenden reist. Man schläft schlecht – hat vielleicht Durchfall. Es sind ja keine Erholungsreisen. (cm)



Anzeige



Dom-
Apotheke

Domplatz 16
85072 Eichstätt
Tel. 08421 / 1520
Fax 08421 / 80124
thomas.fentner@dom-apotheke-eichstaett.de
www.dom-apotheke-eichstaett.de

**Unser
Leistungsangebot für
Ihre Gesundheit**

- Allopathie, Homöopathie
- Phytotherapie (Pflanzenheilk.)
- Orthomolekulare Medizin (Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente, sekund. Pflanzenstoffe)
- Kosmetik, Naturkosmetik
- Kompressionsstrümpfe und mediz. Bandagen
- Messen v. Blutdruck, Blutzucker, Cholesterinwerte
- Mikrobiologische Therapie (AMT e.V.)
- Enzymtherapie (MEF)
- Prävention- u. Gesundheitsförderung
- Präventionsmanager (WIPIG)
- Inkontinenzberatung
- Diskretberatungszimmer
- Ausfahrtdienst
- Verleih von Inhalatoren, Milchpumpen, u. Babywagen
- Reiseimpfberatung
- Vortragsreihen u. Aktionswochen



„Mama! Ich will heim!“

Alzheimer löscht alle Erinnerungen an das Leben aus – Demenzkranke vergessen sogar ihre eigene Familie. Übrig bleibt nur die Sehnsucht nach der Kindheit.

Text: Linda Fischer / Fotos: Franziska Wielandt

Anni Düsel war 70 Jahre alt, als sie dement wurde. „Am Anfang hat sie nur Kleinigkeiten vergessen. Sie wusste nicht mehr, wo die Gewürze in der Küche stehen oder wo die Messer sind“, sagt Düsels Schwiebertochter Maria. Nach einigen Monaten wurde die Vergesslichkeit immer stärker. „Plötzlich erkannte sie ihre Enkelkinder nicht mehr.“

Die Zahl der Demenzkranken steigt jedes Jahr weiter an. Weltweit gab es 2011 nach Angaben des World Alzheimer Reports rund 36 Millionen an Demenz erkrankte Menschen. 1,2 Millionen Betroffene leben in Deutschland und die Anzahl an Neuerkrankungen steigt rapide an. Bis 2050 soll die Zahl der Demenzerkrankungen in Deutschland auf schätzungsweise 2,5 Milli-

onen Betroffene steigen. Werte, die zeigen, dass sich Demenz zu einer Krankheit entwickelt, die sich in der immer älter werdenden Gesellschaft unaufhörlich ausbreitet.

Die endgültige Diagnose von Alzheimer, eine Form der Demenz, kam bei Anni Düsel erst spät. „Wir dachten am Anfang, die Vergesslichkeit sei nur altersbedingt“, sagt Maria Düsel. Doch der Zustand ih-

rer Schwiegermutter verschlechterte sich immer weiter. Momente, in denen sie die Gegenwart nur noch verschwommen wahrgenommen hat, wurden immer häufiger. Mittlerweile läuft sie täglich allein durch das Dorf zu ihrem ehema-

„Oft fragt sie uns vorwurfsvoll, warum wir ihr das nicht erzählt haben. Dann versuchen wir, ihr zu erklären, dass es nicht so war.“ Nach einer kurzen trotzigen Reaktion vergisst sie den Tod ihrer Mutter aber gleich wieder und macht sich

Hoffnung, doch der große Durchbruch blieb bislang aus. Immer öfter wird davon gesprochen, dass die Demenzforschung gescheitert ist. Lutz Frölich, Leiter der Abteilung für Gerontopsychiatrie am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit Mannheim, möchte von solchen voreiligen Schlüssen nichts hören. „Es stimmt, dass bisher kein entscheidender Therapiedurchbruch gelungen ist. Aber in der ersten Demenzforschungswelle wurden vor zehn Jahren Medikamente hervorgebracht, die den Verlauf insbesondere von Alzheimer verlangsamen können.“

Mit Hilfe von Pillen wird dem kognitiven Abbau entgegengewirkt. Die Erinnerungen verblasen langsamer, doch der Prozess ist nicht aufzuhalten. Auch Alexander Kurz von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Technischen Universität München macht deutlich, dass Äußerungen zum Scheitern der Demenzforschung falsch sind: „Die Forschung ist ein sehr langsamer Prozess, und ihre Erfolge

” Für Demenzkranke gibt es zwei Realitäten, zwischen denen sie hin und her springen: ihre Kindheit und die Gegenwart. “

Andrea Koydl,
Kompetenzzentrum Demenz Neuendettelsau

ligen Elternhaus, in dem jetzt ihr Bruder wohnt. Dann geht sie in das Haus und ruft mehrmals laut: „Mama! Mama!“ Weil sie ihre Mutter dort jedes Mal nicht finden kann, kommt Anni Düsel enttäuscht zurück in ihre Wohnung und erklärt: „Meine Mama war nicht daheim.“ Anni Düsel's Mutter starb vor mehr als 25 Jahren.

An Demenz erkrankte Menschen können sich an ihre Kindheit oft besser erinnern, als an die vergangenen Wochen und Monate. „Demente Menschen fühlen sich oft in die Zeit zurückversetzt, in der sie 12 bis 15 Jahre alt waren“, erklärt Andrea Koydl, Leiterin des Kompetenzzentrums Demenz in Neuendettelsau. Sie sehnen sich nach ihrem damaligen Zuhause, nach einem Ort, den es heute nicht mehr gibt. „Für manche Betroffene gibt es zwei Realitäten, zwischen denen sie oft hin und her springen. Das ist zum einen die Welt ihrer Kindheit und zum anderen die Gegenwart“, sagt Koydl. Für Angehörige sind solche Gedankensprünge nur schwer nachvollziehbar, haben sie doch die damalige Zeit oft nicht miterlebt.

Jedes Mal, wenn sich Anni Düsel wieder auf die Suche nach ihrer Mutter begibt, versucht ihre Familie ihr zu erklären, dass diese schon vor langer Zeit gestorben ist. „Sie will und kann das einfach nicht verstehen“, beschreibt Maria Düsel.

erneut auf die Suche nach ihr. „Es ist wirklich traurig: Sie sucht den Ort, an dem sie sich wohlfühlt, wird ihn aber nie finden.“ Mittlerweile muss Familie Düsel nachts die Haustür zusperren, weil Anni Düsel sonst verwirrt, auf der Suche nach ihren Eltern, davonläuft.

Schon lange verspricht die Demenzforschung Erfolge und macht



Bittere Pille: Medikamente können den Krankheitsverlauf zwar verzögern, aber nicht aufhalten. Nach derzeitigem Forschungsstand ist Demenz unheilbar.

sind nicht programmierbar.“ Derzeit sind den Medizinern mehr als 50 verschiedene Arten von Demenz bekannt. Die häufigste und bekannteste Form ist Alzheimer. Mehr als 60 Prozent der Demenzkranken leiden nach Angaben des World Alzheimer Reports darunter.

Vor zwei Jahren beschloss Familie Düsel, Anni zur Tagespflege in professionelle Hände zu geben. „Es war uns unmöglich, uns ausreichend um sie zu kümmern“, sagt Maria Düsel. Die Tagespflege befindet sich in einem Nachbarort. Jeden Nachmittag kommt Anni Düsel wieder glücklich zurück. Fragt man sie aber, wo sie war, kann sie es nicht erklären. In ihrer eigenen Welt gibt es nur Staffelbach, das Dorf in dem sie geboren wurde und in dem sie bis heute lebt. Doch selbst in ihrer Wohnung in Staffelbach wirkt sie oft unzufrieden und erklärt ihren Verwandten: „Ich muss heim nach Staffelbach.“ Selbst hier kommt Anni Düsel nicht wirklich an.

Solange kein Mittel gegen die Demenz gefunden wird, ist die einfachste Prävention ein gesundes und ausgewogenes Leben. Auch ein gezieltes Training des Körpers und des Gedächtnisses soll der Krankheit vorbeugen. „Kreuzworträtsel lösen bringt dabei aber keine Fort-

fest eingespannt. Im Alter von 70 Jahren bemerkte sie erstmals ihre Vergesslichkeit. „Sie sagte uns immer wieder, dass sie dumm im Kopf wird. Anders konnte sie sich ihr Verhalten nicht erklären“, erinnert sich ihre Schwiegertochter. Zeit für zusätzliches Gedächtnistraining

” Sie sagte uns immer wieder, dass sie dumm im Kopf wird. Anders konnte sie sich ihr Verhalten nicht erklären. “

Maria Düsel,
Angehörige einer Demenzkranken

schritte“, erklärt Lutz Frölich. „Das Gehirn braucht neue Herausforderungen und Anregungen, um die Verbindungen zwischen den Nervenzellen zu trainieren.“

Anni Düsel war ihr ganzes Leben durch ihre Bäckerei und Familie

hatte sie nicht und konnte so auch dem Fortschreiten der Krankheit nicht entgegenwirken.

Wichtig für die Erkrankten ist die richtige Pflege. Doch genau hier scheint es in Deutschland große Mängel zu geben. Eine Umfrage des Apothekenmagazins „Senioren Ratgeber“ ergab, dass mehr als 70 Prozent der Befragten das Pflegeangebot für Demenzkranke als „völlig unzureichend“ bezeichnen. Auch Alexander Kurz von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der TU in München beschwert sich über die gegenwärtige Situation. „Bis jetzt kann die derzeitige Versorgungsstruktur die wachsende Zahl von Demenzen nicht auffangen. Wir brauchen Systeme zur Unterstützung von alleinlebenden Patienten und pflegenden Angehörigen – eine demenzfreundliche Gemeinde.“ So ist es auf die aktuelle Versorgungslage zurückzuführen, dass die Hälfte der Demenzen derzeit Zuhause gepflegt und versorgt wird. Dabei ist die Pflege daheim rund um die Uhr eine große Belastung für die Angehörigen.

In einem Heim können demenzen Menschen besser versorgt werden, und den Angehörigen wird ein großer Teil der Last abgenommen. Andrea Koydl, Leiterin des Kompetenzzentrums Demenz in Neudettelsau sieht den Vorteil eines Heimplatzes vor allem in den Pfl-



Sehnsucht nach früher: Die demenzkranke Anni Düsel läuft mit ihrem Gehwagen jeden Tag zum Haus ihrer verstorbenen Eltern, um dort ihre Mutter zu treffen.

gemöglichkeiten: „Ein Heim kann den Erkrankten eine Stütze sein. Dort werden sie aufgefangen und begleitet. Pfleger trainieren bei uns gezielt das Erinnerungsvermögen der Betroffenen.“ Durch Bilder an den Wänden, eine rustikale Einrichtung und altdeutsche Schriftzüge sollen sich die Demenzkranken im Heim zuhause fühlen und an ihre Kindheit erinnert werden. So versucht man, die Erinnerungen an Vergangenes möglichst lang aufrechtzuerhalten.

Anni Düsel war wieder in ihrem Elternhaus. Enttäuscht öffnet sie die Tür zu ihrer Wohnung. Sie schüttelt den Kopf: „Mama war nicht daheim.“ Für Anni Düsel und ihre Familie geht der Kampf gegen das Vergessen weiter. Es ist bei dem derzeitigen medizinischen Stand ein Kampf, den sie nicht gewinnen können. ●

Mitarbeit: Sarah Holzinger,
Lea Reinhard und Franziska Wielandt

www.einsteins-magazin.de



Für weitere Informationen über die verschiedenen Stadien der Demenz QR-Code scannen oder unser Internetportal besuchen.



Alzheimer: Kaum Hoffnung auf Heilung

Die Krankheit

Bei Alzheimer bilden sich zu viele Eiweißkörper in den Nervenzellen im Gehirn und verklumpen zu „Plaques“. Die Zugänge zu den Nervenzellen werden verstopft. Erkrankte verlieren die Kontrolle über ihr Gedächtnis, die Regulation ihrer Gefühle und ihr Orientierungsvermögen. Oft fangen sie an ihre Heimat zu vermissen, wollen „nach Hause“. Alzheimer endet, durch Begleiterscheinungen wie Infektionen und Lungenentzündungen, meist tödlich.

Demenzforschung

In Deutschland unterscheidet man zwei verschiedene Demenzforschungswelten. In der ersten Forschungsphase beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Symptomen und Folgen der Erkrankung. Die zweite Forschungswelt bemüht sich um die Früherkennung der Demenz. Forscher suchen nach Möglichkeiten, um die Entstehung der toxischen Eiweißbestände in den Nervenzellen im Gehirn möglichst früh nachzuweisen.

Impfung

Vor allem von der Entwicklung einer Alzheimer-Impfung erhoffen sich Forscher Fortschritte. Mit Antikörpern gegen die Eiweißplaques soll der Körper animiert werden, eigene Antikörper zu produzieren. Erste Versuche der Impfung an Patienten schlugen jedoch fehl, zu viele erlitten eine Hirnhautentzündung. Forscher verändern nun die Antikörper. Derzeit werden elf neue Antikörper getestet. Noch in diesem Sommer sollen Ergebnisse vorliegen.

adidas



Doppel- Pass

Den Adler auf dem Ausweis, aber nicht auf der Brust? Talentierte Fußballspieler mit doppelter Staatsbürgerschaft müssen sich entscheiden, für welche Nationalmannschaft sie auflaufen wollen.

*Text: Mathias von Lieben und Bernd Roetmann
Foto und Bearbeitung: Allan Riedel*

CLIMACOOL

Ob Mario Gomez, Lukas Podolski oder Mesut Özil: Fußball-Deutschland jubelt für seine deutschen Spieler - feiert ihre Tore, ihre Dribblings und Traumpässe. Dabei könnten diese Stars nicht nur das Trikot mit den schwarz-rot-goldenen Streifen tragen, sondern auch in spanischem Dunkelrot, in polnischem Rot-weiß oder mit dem türkischen Halbmond auflaufen. Im Kader der deutschen Nationalmannschaft für die Europameisterschaft 2012 standen gleich sieben Fußballer, die auch für eine andere Nation hätten spielen können: Gomez, Podolski und Özil - dazu Jerome Boateng, Miroslav Klose, Ilkay Gündogan und Sami Khedira. Sie alle besitzen die doppelte Staatsbürgerschaft, sie alle haben ihre Wahl getroffen. Die Entscheidung für den einen und gegen den anderen Verband haben immer mehr Junioren-Nationalspieler noch vor sich: Aktuell besitzen 21 Nationalspieler von der U16 bis zur U19 neben der deutschen noch eine zweite Staatsbürgerschaft. Wie entscheiden sich diese Spieler für ihr Heimatland? Und wer hilft ihnen dabei?

2001. In Sierra Leone tobt seit mehr als zehn Jahren Bürgerkrieg. Abu Bakarr Kargbo ist neun Jahre alt und erlebt die Gewalt in seiner Heimat. Seine Mutter lebt bereits seit einem Jahr in Berlin und holt ihren Sohn zu sich nach Deutschland. In Bo-Town, seiner Heimatstadt in Sierra-Leone, hat Kargbo Fußball gespielt - heute tut er das in Deutschland: Er überzeugt in der Jugendmannschaft von Hertha BSC, unterschreibt 2011 seinen ersten Profivertrag. Seit er 16 ist, hat Abu Bakarr Kargbo auch die deutsche Staatsbürgerschaft. Der DFB lädt ihn zur deutschen U17-Auswahl ein, mit der er sofort Europameister wird. Inzwischen spielt der 19-Jährige für die U20.

„Deutschland ist mittlerweile definitiv ein Heimatland für mich geworden“, sagt Kargbo. Ein Teil von

ihm ist aber immer noch in Sierra Leone. „Dort lebt fast meine ganze Familie, die ich sehr vermisse und zu der ich den Kontakt halten möchte.“ Dennoch hat sich der Berliner für den Deutschen Fußball-Bund (DFB) entschieden - die Nationalmannschaft Sierra Leones spielt ohne seine Hilfe die WM-Qualifikation gegen Kap Verde, Tunesien und Äquatorialguinea. Doch endgültig ist Kargbo noch nicht an den DFB gebunden.

Laut Artikel 15 der Statuten des Fußballweltverbandes Fifa dürfen Fußballspieler nur für eine Nation auflaufen. Doch genau heißt es: „Ein Spieler, der von einem Verband in einem Länderspiel im Rahmen eines offiziellen Wettbewerbs [...] eingesetzt wurde, kann [...] nicht mehr in einem Länderspiel für eine Verbandsmannschaft eines anderen Verbands eingesetzt werden.“ Als offizielle Wettbewerbsspiele gelten Partien bei Welt- und Europameisterschaften, sowie Qualifikationsspiele der A-Nationalmannschaft. Freundschaftsspiele oder Länderspiele in Juniorenmannschaften sind von dieser Regelung ausgeschlossen. Auch eine Altersbegrenzung für einen Wechsel des Verbandes gibt es seit 2009 nicht mehr. So konnte beispielsweise der Schalker Jermaine Jones trotz dreier Testländerspiele im Trikot der deutschen Nationalmannschaft zum US-amerikanischen Verband wechseln. Für Abu Bakarr Kargbo steht die endgültige Entscheidung also noch aus.

Das Ringen um die Spieler

Der Deutsch-Türke Erdal Keser arbeitet für den Türkischen Fußball-Verband als Chefscout für Europa. Von Köln aus koordiniert der 50-Jährige die Suche nach begabten Fußballern mit türkischen Wurzeln auf dem ganzen Kontinent - ab 15 Jahren bis zur A-Nationalmannschaft. Kesers Job: türkischstämmige Talente für das Land ihrer Eltern und Großeltern begeistern. „Wir zeigen den Spielern die Möglichkeiten der türkischen Nationalmannschaft auf. Ein Spieler soll nicht eines Tages sagen: ‚Man hat mich nie gefragt.‘“



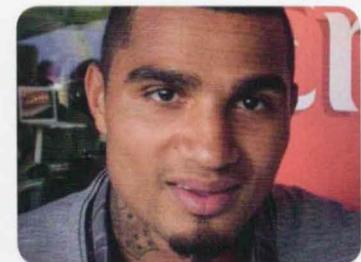
Mesut Özil (38 Spiele/9 Tore):

Als Sohn türkischer Eltern beantragte Mesut Özil 2007 die Entlassung aus der türkischen Staatsbürgerschaft. Mit Deutschland erreichte er bei der WM 2010 und bei der EM 2012 das Halbfinale.



Mario Balotelli (14/5):

Mario Balotelli wuchs als Sohn ghanaischer Eltern in Palermo bei der Familie Balotelli auf. Weil er nicht adoptiert wurde, erhielt er erst 2008 einen italienischen Pass, um Nationalspieler zu werden.



Kevin-Prince Boateng (9/1):

Der Sohn eines Ghanaers durchlief fast alle Junioren-Nationalmannschaften Deutschlands. 2009 entschied er sich aber, für Ghana zu spielen. Sein Bruder Jerome läuft hingegen im DFB-Trikot auf.


David Alaba (19 Spiele/0 Tore):

Mutter von den Philippinen, Vater aus Nigeria: Warum David Alaba seit Oktober 2009 für Österreich spielt? Er spricht perfektes Wienerisch. Außerdem wurde er in Österreich geboren.


Alfredo di Stefano (41/31):

1947 debütierte der Argentinier di Stefano bei der Copa América. Er erzielte 6 Tore in 6 Spielen. Es folgten 4 Länderspiele für Kolumbien und 31 für Spanien. Bilanz: 3 Nationalteams, 41 Spiele, 31 Tore.


Jermaine Jones (27/2):

Nach drei Freundschaftsspielen für Deutschland entscheidet sich Jermaine Jones für das Heimatland seines Vaters, die USA. Der Grund: DFB-Trainer Löw hatte Jones von einer Länderspiel-Reise ausgeschlossen.

Das Ringen um die talentiertesten Nachwuchsspieler hat längst begonnen. Nicht zuletzt das Beispiel Mesut Özil zeigt, welchen Stellenwert Spieler mit ausländischen Wurzeln im deutschen Team einnehmen. Mit dem Leverkusener Ömer Toprak, dem Bremer Mehmet Ekici und zuletzt dem Fürther Sercan Sararer hat Keser hoffnungsvolle Talente für eine Karriere im Türkischen Fußball-Verband gewonnen. Ekici hat beispielweise alle deutschen Juniorennationalmannschaften von der U17 an durchlaufen, spielt nun aber für die Türkei.

Objektiv betrachtet entscheidet nicht nur die Heimatverbundenheit darüber, für welches Land sich ein Spieler entscheidet. Bei der Wahl spielen mehrere Faktoren eine wichtige Rolle - doch die Argumente haben bei jedem Spieler ein unterschiedliches Gewicht.

Die Stammpplatzgarantie

Als Serdar Tasci vor vier Jahren sein Debüt in der deutschen Nationalmannschaft gab, hoffte er auf einen Stammpplatz und eine große Karriere als deutscher Innenverteidiger. Doch bei der Weltmeisterschaft 2010 spielte Tasci gerade einmal zwei Minuten, im diesjährigen EM-Aufgebot stand der Stuttgarter nicht mehr. Als Tasci zum ersten Mal für Deutschland auflief, wurde Leverkusens Ömer Toprak mit der deutschen U19 Europameister - im Gegensatz zu Tasci entschied sich der Deutsch-Türke aber gegen den DFB. Im November 2011 gab er sein Debüt als türkischer Abwehrspieler. Mittlerweile kommt Toprak auf sechs Länderspiele, dabei erzielte er zwei Tore.

„Die Wahrscheinlichkeit, für die Türkei zu spielen, ist natürlich viel höher, als für Deutschland“,

sagt Guss Hiddink, ehemaliger türkischer Nationaltrainer. Der Trainer der deutschen U16-Nationalmannschaft, Steffen Freund, findet es „legitim, wenn ein Spieler, der es nicht in die deutsche Nationalmannschaft schafft, andere Möglichkeiten in Betracht zieht.“ So haben viele erfolgreiche deutsche Junioren-Nationalspieler dem DFB mittlerweile den Rücken gekehrt. U21-Europameister Sebastian Boenisch spielt für Polen, Eric Maxim Choupo-Moting für

Kamerun - eine Entscheidung aus sportlichen Gesichtspunkten.

„ Schon eine Nominierung hebt den Marktwert eines Spielers.“

Matthias Seidel,
Chefredakteur Transfermarkt.de

“

Das Geld

Der Fußball ist längst zu einem Milliardenengeschäft geworden: In der Geschäftsperiode von 2007 bis 2010

setzte der Fußballweltverband Fifa einen Rekordbetrag von 4,1 Milliarden Euro um, knapp 700 Millionen Euro blieben als Gewinn. Fußballstar Lionel Messi verdient laut France Football Magazine 33 Millionen Euro im Jahr, Bastian Schweinsteiger als bestbezahlter deutscher Nationalspieler 13,2 Millionen Euro.

„Selbstverständlich ist der mediale Stellenwert als Nationalspieler deutlich höher, man kann sich besser vermarkten und ein höheres Gehalt im Verein einfordern“, sagt Matthias Seidel, Chefredakteur des Fußball-Onlineportals transfermarkt.de. Der Bekanntheitsgrad eines Fußballers steige durch die Nationalmannschaft, den die Spieler beispielsweise über Werbeverträge in Geld ummünzen könnten. Seidel: „Schon eine Nominierung hebt den Marktwert eines Spielers, jedes EM-Spiel ist wichtig für die Statistik.“

Die Titelchancen

Das DFB-Team ist eine der erfolgreichsten Fußball-Nationalmannschaften der Welt: drei Welt- und Europameistertitel, zahlreiche Halb-

final- und Endspielteilnahmen. In der aktuellen Rangliste des Weltverbandes Fifa (Stand Juli 2012) liegt Deutschland auf dem zweiten Platz hinter Welt- und Europameister Spanien.

„Die Chance, mit der deutschen Nationalmannschaft einen Titel zu gewinnen, ist natürlich deutlich höher, als mit Polen oder mit der Türkei“, sagt Sportjournalist Matthias Seidel. Die Motivation, einen großen Titel zu gewinnen, sei ein Grund, warum Profifußballer ihre Vereine wechseln - und ein Grund, für die ambitioniertere Nationalmannschaft zu spielen. Als Beispiel nennt Seidel den aus der Türkei stammenden DFB-Spieler Mesut Özil. Die Türkei ist im Gegensatz zur deutschen Auswahl bei Welt- und Europameisterschaften noch ohne Titel.

Die Familie

„Ich habe mir die Entscheidung in den letzten Wochen nicht leicht gemacht, weil meine Familie und viele Freunde aus der Türkei stammen.“ Diese Presseerklärung ließ Mesut Özil über seinen damaligen Verein Werder Bremen verbreiten - kurz nach seiner Entscheidung, für die DFB-Elf und nicht für die Türkei aufzulaufen. Dass das Umfeld der Talente einen entscheidenden Einfluss auf deren Werdegang hat, weiß auch Europascout Erdal Keser: „Wir reden mit den Spielern und der Familie, die Entscheidung trifft aber jeder selbst.“ Özils Bruder Mutlu spielt übrigens auch Fußball - hobbymäßig in einer rein türkischen Mannschaft in Gelsenkirchen.

Besonders in der dritten oder vierten Einwanderergeneration sei es „immer schwieriger, die Spieler an ihre Wurzeln zu erinnern“, sagt Keser. Mesut Özil betonte 2009: „Ich bin in Deutschland aufgewachsen und

habe mich immer wohl gefühlt. Hier habe ich meine Chancen in den Junioren-Auswahlteams bekommen.“

Das Herz

Für Erdal Keser ist die Entscheidung für oder gegen eine Nationalmannschaft schlicht eine „Herzensangelegenheit“: „Die Entscheidung, für ein Land zu spielen, muss aus einem selbst kommen. Die Spieler müssen mit Herz und Seele dabei sein. Wer daran zweifelt, kommt für die türkischen Auswahlteams nicht in Frage.“ Wenn sich ein Spieler entschieden habe, dann „soll er auch die Nationalhymne singen, dann soll er auch nach einem Tor jubeln - alles andere ist scheinheilig.“

Im vergangenen Jahr sorgten die U17-Junioren bei der Weltmeisterschaft in Mexiko für Aufsehen - und Begehrlichkeiten: Gleich acht Spieler besitzen auch einen türkischen Pass. „Wir kämpfen natürlich um diese Spieler“, sagt DFB-Sportdirektor Matthias Sammer, „aber wir können nicht mit jedem Spieler mit Migrationshintergrund ständig Gespräche führen.“ Abwerbeversuche von Erdal Keser beobachtet der DFB genau. Juniorentrainer Steffen Freund ist sich sicher, dass sich „unsere Spieler bewusst für Deutschland entschieden haben und mit ganzem Herzen dabei sind. Wir schaffen beim DFB außerdem Bedingungen, die die Spieler weiterbringen - und das wissen unsere Jungs

zu schätzen. Das alles trägt dazu bei, dass sich die Spieler beim Deutschen Fußball-Bund Zuhause fühlen.“

Fußball-Deutschland und Multi-kulti - eine Erfolgsmischung? Matthias Sammer meint: „Spieler

mit Migrationshintergrund bereichern den deutschen Fußball, sie sind wesentlicher Bestandteil unserer Zukunft.“

„Spieler mit Migrationshintergrund bereichern den deutschen Fußball.“

Matthias Sammer, DFB-Sportdirektor



José Holevas (7 Spiele/0 Tore): Der gebürtige Aschaffener ist Sohn eines Griechen und einer Deutsch-Amerikanerin. Weil er für Griechenland spielen will, ändert er seinen Nachnamen im Oktober 2009 von „Holebas“ zu „Holevas“.



Sercan Sararer-Osuna (4/0): Sercan Sararer-Osuna ist ein Multikultifußballer. Seine Mutter ist Spanierin, der Vater Türke - geboren wurde Sararer-Osuna in Nürnberg. Im Februar 2012 entschied er sich, künftig für die Türkei zu spielen.



Zinedine Yazid Zidane (108/31): Heute gilt er als bester Fußballer aller Zeiten. Der Sohn algerischer Einwanderer wuchs in einem Problemviertel Marseilles auf. 1994 debütierte er für Frankreich, vier Jahre später holte er die WM.

»Schnelle Zahlung garantiert –
da klingt freier Journalist doch
gleich viel freier.«

Mehr Freiheit – mehr Flexibilität für Anja Kleinelanghorst,
Journalistin/Bloggerin, London



DieRedaktion.de – der neue Online-Marktplatz für
Qualitätsjournalismus. Direkt, effektiv, unabhängig.

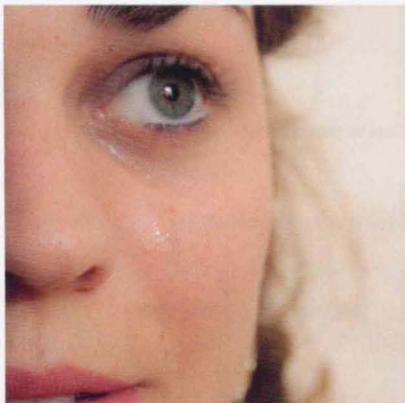
DieRedaktion.de vernetzt Journalisten, Verlage,
Unternehmen und Corporate Publisher auf einer
Plattform. Journalisten können über DieRedaktion.de
ihren Wirkungskreis vergrößern und profitieren
dabei von vielen Leistungen: Artikel zum Kauf anbie-
ten, Aufträge annehmen, Schutz von Lizenzrechten,
Preise verhandeln. DieRedaktion.de unterstützt
Journalisten nachhaltig bei ihrer Arbeit und über-
nimmt außerdem das Forderungsmanagement:
Nicht mehr auf Honorare warten – DieRedaktion.de
garantiert Ihnen schnelle Zahlung.

Jetzt kostenlos registrieren: www.DieRedaktion.de

DieRedaktion.de
DIE JOURNALISMUS-BÖRSE



Gefragt? Gewusst!



Kann Heimweh krank machen?

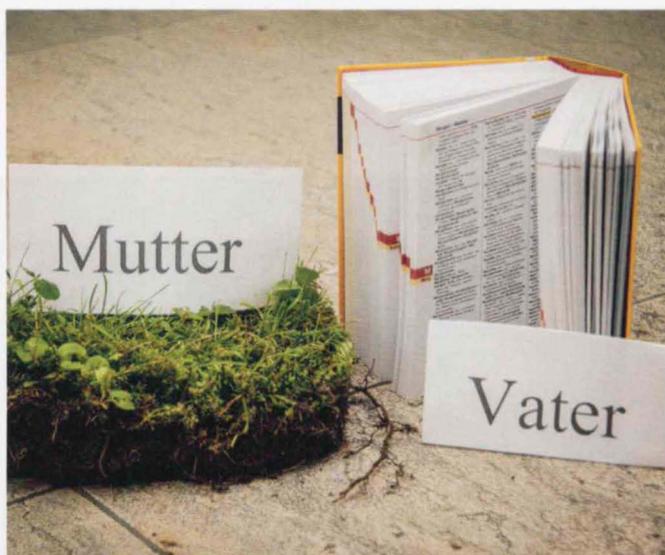
„Erfunden“ wurde das Heimweh 1651 in der deutschsprachigen Schweiz. Die Sehnsucht nach der fernen Heimat wurde damals als richtige Krankheit betrachtet. Der Schweizer Mediziner und Hochschullehrer Theodor Zwinger behauptete sogar, dass sogenannte Kuhreihen – eine Melodie, um Kühe auf die Weide zu treiben – Soldaten in fremden Diensten zur Fahnenflucht treibe, weil sie sich nach der Heimat sehnten. Früher glaubte man gar, dass Heimweh zum Tode führen kann. Heute gilt es als eine normale Reaktion auf die neue Umwelt. Übrigens: auch Elefanten können Heimweh haben. Nachdem südafrikanische Elefanten vom Krüger-Nationalpark in ein angrenzendes Schutzgebiet in Mosambik umgesiedelt wurden, hatten die Dickhäuter offenbar Sehnsucht nach ihrer alten Heimat. Kurze Zeit später hielt sich die Herde wieder an der Grenze zum Krüger-Nationalpark auf.

(ij, yw)

Warum werden vor Länderspielen die Nationalhymnen gesungen?

„Brüh im Lichte dieses Glückes“ – so die Version von Sarah Connor, die sich 2005 bei der Partie des FC Bayern gegen die deutsche Nationalmannschaft peinlich versungen hat. Wenn aber jemand die Nationalhymne seiner Heimat kennen muss, dann sind das Sportler. Der serbische Nationalspieler Adem Ljajic musste schmerzlich erfahren, was passiert, wenn man das Mitsingen verweigert: Weil er im Mai 2012 vor einem Freundschaftsspiel nur stumm der serbischen Hymne gelauscht hatte, warf ihn sein Trainer prompt aus dem Kader. Ihren Ursprung haben die Nationalhymnen zumeist im 18. Jahrhundert. Die japanische Hymne ist die älteste. Sie wurde schon im 12. Jahrhundert geschrieben. Mit seiner Hymne präsentiert sich ein Staat zu feierlichen Anlässen oder bei sportlichen Ereignissen. So auch bei den Olympischen Spielen oder im Fußball. Die Hymnen sollen die Spieler dabei feierlich auf die Partie einstimmen und die Identifikation mit dem Land, das sie vertreten, stärken. Schon vor dem Ersten Weltkrieg wurden vor Fußballspielen die Nationalhymnen der beiden Länder gespielt. Auch damals erklang die Hymne des Gegners zuerst – als Geste des Respekts.

(kb)



Warum heißt es nicht Mutterland und Vatersprache?

Das Wort „Vaterland“ war schon im 11. Jahrhundert ein fester Begriff. Dabei handelte es sich um ein Stück Land des Vaters, das zum Bebauen vererbt wurde. Im Laufe der Zeit wurde die Begriffsbedeutung erweitert, bis auch die Herkunft damit beschrieben wurde. Heute bezeichnet fast die ganze Welt ihre Heimat als „Vaterland“. Es gibt aber Ausnahmen: In der Türkei spricht man von Anavatan, dem Mutterland. Als Muttersprache wird die erste Sprache bezeichnet, die man ohne Unterricht in der Kindheit lernt. Im 16. Jahrhundert war die Muttersprache das Gegenstück zur wissenschaftlichen Sprache, die nur männlichen Priestern und Gelehrten vorbehalten war. Frauen wurden damals bezichtigt, Umgangssprache gesprochen zu haben, da sie meist keinen Zugang zu Bildung und damit auch keine Möglichkeit hatten, eine Sprache von Grund auf zu lernen.

(kb)



Ä = AE
 Ö = OE
 Ü = UE
 ß = SS

Lösungswort:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

1. Bayerische Tracht (Männer) 2. Staatssymbol 3. Subjektives Werturteil 4. Zuhause 5. Alpenpflanze 6. Brauch 7. Regionale Sprachvarietät 8. Ohne Heimat 9. Zurückweichen 10. Name dieses Magazins 11. Bayerische Tracht (Frauen) 12. Hauptsitz der Vereinten Nationen 13. Landeshauptstadt Hessens 14. Symbol auf dem fränkischen Wappen 15. Heimatland Zarin Katharinas der Großen 16. Oktoberfest (bay.) 17. Dialekt im Norden Deutschlands 18. Nördlichster Nachbarstaat Deutschlands 19. Heimat der Andalusier 20. Regierungssitz Oberfrankens 21. Ein Liter Bier (bay.) 22. Deutschlands kleinster Nachbarstaat 23. Tier auf dem bayerischen Wappen 24. Austragungsort der olympischen Sommerspiele 2008 25. Kleinstes deutsches Bundesland 26. Anzahl der Nachbarstaaten Deutschlands 27. Deutsches Staatsoberhaupt 28. Erster deutscher Bundespräsident (Nachname) 29. Geburtsort Albert Einsteins 30. Gebäude der bayerischen Staatsregierung 31. Einigkeit und Recht und... 32. Schloss König Ludwigs II. 33. Kontinent ohne Wüste 34. Nürnberger Spezialität 35. Fußballweltmeister 1970 36. Heimat der Pommes frites 37. Größte deutsche Insel 38. Deutsche Stadt mit der zweithöchsten Einwohnerzahl 39. Deutsche Verfassung 40. Ehemalige Währung Österreichs

Anzeige

Braugasthof Trompete Bar - Biergarten - Gästezimmer



Gemütlichkeit im Herzen der Eichstätter Altstadt
 frische bayerische & mediterrane Küche
 Mittagessen zu Studentenpreisen
 Sonnenterrasse & ruhiger Innenhofbiergarten



SCAN IT - LIKE IT - LOVE IT
 Fan werden -
 Vorteile sichern

Facebook-fan-aktionen,
 insider-infos und vieles mehr
 exklusiv nur für FANS

Ostenstr. 3
 85072 Eichstätt
 fon: 08421/98170
 www.braugasthof-trompete.de
 mail@braugasthof-trompete.de



Letzte Heimat

Umziehen gehört zum Leben eines jeden Menschen. Im Idealfall kann man sogar selbst wählen, wohin die Reise gehen soll. Sogar nach dem Tod sind der Kreativität keine Grenzen gesetzt.

Weltraumbestattung

Bevor es ins All geht, muss man sich zunächst einäschern lassen. Danach wird ein Teil der Asche in eine Kapsel gefüllt und mit einer Rakete ins Weltall geschossen. Wenn sie wieder in die Erdatmosphäre eintritt, verglüht die Kapsel und mit ihr die Asche. Eine Bestattung in der Erdumlaufbahn kostet beim Stuttgarter Unternehmen Widmann Bestattungen rund 11 000 Euro, im Universum rund 25 000 Euro.

Ballonbestattung

Loslassen, wenn die Trauernden dazu bereit sind - das ist die Philosophie der Ballonbestattung. Die Asche wird in mehrere Heliumballons gefüllt. Die Angehörigen lassen die Ballons in die Luft steigen. In einer Höhe von 20 Kilometern öffnet sich der Ballon und die Asche wird verstreut. Die Ballonbestattung wird nur in den Niederlanden durchgeführt. Möchte man die komplette Asche in die Luft schicken, sind zwei Ballons nötig, was bei Wolfram Bestattungen im brandenburgischen Peitz etwa 800 Euro kostet.

Gletscherbestattung

Bei einer Gletscherbestattung wird die Asche im Eis vergraben. Dort bleibt sie jahrzehntelang konserviert. Erst wenn der Gletscher schmilzt, rutscht sie immer weiter in Richtung Tal. Eine Gletscherbestattung ist eher selten und wird nur in der Schweiz durchgeführt. Kostenpunkt bei Dietmar Kapelles Oase der Ewigkeit: 2000 bis 3000 Euro.

Sterben zum Spartarif

Seit etwa zehn Jahren versuchen Discountbestatter mit günstigen Konditionen zu locken. 499 Euro kostet eine Bestattung bei einem Billiganbieter. Dabei besteht die Möglichkeit, online oder unter der 24-Stunden-Hotline zu buchen. An der Trauerfeier und Beratung wird gespart. 20 Prozent der verstorbenen Deutschen ließen sich im Jahr 2011 von Billigbestattern begraben, analysierte Stiftung Warentest. (fw, cm)

Illustration: Elisabeth Mayr

Anzeige

FÜR UNS ZÄHLT NUR
EINES – EICHSTÄTT

SW EICHSTÄTT

STADTWERKE EICHSTÄTT –
Ihr Partner für STROM,
GAS, WASSER, ABWASSER,
STADTLINIE, INSELBAD
und TIEFGARAGE.

TEL: 08421 6005-0 • www.stadtwerke-eichstaett.de



Rückblick: Einstein's „Tabu“

Das Themenheft Tabu habe ich nicht mehr aus der Hand gelegt – Reportagen und Unterhaltsames vom Feinsten. Allerdings mangelt es weitgehend an kommunikationswissenschaftlichem Tiefgang – oder ist Theorie für „Einstein's“ tabu?

Prof. Dr. Joachim Westerbarkey,
Universität Münster

Ich bin begeisterte „Einstein's“-Leserin – vor allem weil ich einige Journalistikstudenten in meinen Kursen habe und daher interessiert bin, was sie so schreiben. Die neue Ausgabe finde ich wieder sehr gelungen.

Verena Gutsche, Europastudiengang
der Universität Eichstätt

Herzlichen Dank für das neue „Einstein's“ mit einem spannenden Thema und interessanten Beiträgen. Ich habe den Eindruck, dass das Magazin wieder stärker an das Fach herangeführt wird – und das ist gut so.

Prof. Dr. Roger Blum,
Universität Bern

Das neue „Einstein's“ war so interessant, dass ich es gleich einem Besuch von mir überlassen musste. Kann ich ein Ersatzexemplar bekommen?

Prof. Dr. Rüdiger Funiok,
Hochschule für Philosophie München

Danke für „Einstein's“. Trotz Information-Overload gucke ich immer wieder hinein und lasse mich von den Texten und Bildern inspirieren. Schön, dass der Studiengang auch damit ein Qualitätszeugnis abgibt.

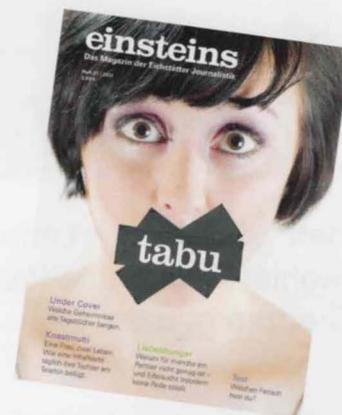
Dr. Bernhard Rosenberger,
Unternehmensberater

Die neueste Ausgabe von „Einstein's“ befasst sich in allen Variationen mit dem Thema „tabu“. Der Leser staunt, wie unsere scheinbar so freie Gesellschaft von Tabus vermint ist. Das Journal steckt voller zündender Themenideen, ungewöhnlichen Bildstrecken, Erklärungen nie gehörter Begriffe, auch Technik scheint auf.

Wolfgang Goede,
Leitender Redakteur „P.M.“

„Einstein's“ ist inzwischen das älteste Magazin von Studierenden der Journalistik in Deutschland. Die neueste Ausgabe zeigt, dass dieses Medium jung geblieben ist. Originelles Thema, eindrucksvolle Optik, anregende Beiträge. In einem Punkt Widerspruch: Sex ist schon lange kein Tabuthema mehr, und deshalb wirkt die Beschäftigung damit im Heft eher wie Gratismut.

Prof. Dr. Walter Hömberg,
Gründer und zwanzig Jahre lang
Herausgeber von „Einstein's“



Ich habe „Einstein's“ mit großer Freude gelesen, ein wirklich rundum gelungenes Heft. Mein Favorit war die Fotostrecke „Augen auf“, die ich nachdruckenswert finde. Blattkritik habe ich nur wenig: „Ich geh nicht fremd, ich geh vertraut“ fand ich haltungslos. Das Layout könnte an manchen Stellen authentischer sein.

Manuel Hartung,
Chefredakteur „Zeit-Campus“

Herzlichen Glückwunsch zur neuesten Ausgabe. Ihr habt das Thema wahrlich professionell umgesetzt. Von Sexualbegleiterinnen habe ich das erste Mal gehört. Auch das Layout gefällt mir gut – vor allem das Titelbild. Bravo, weiter so.

Ralph M. Meunzel,
Chefredakteur „Autohaus“

Das Heft ist klasse! Ich habe einige Exemplare im Freundeskreis verschenkt, um meine Lieblingsthese zu stützen: katholisch, und trotzdem nicht doof!

Prof. Dr. Bernd Halfar, Fakultät für Soziale Arbeit der Universität Eichstätt

Impressum

EINSTEINS – Das Magazin
der Eichstätter Journalistik

Herausgeber
Prof. Dr. Klaus Meier
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität
Eichstätt-Ingostadt

Redaktionsanschrift
Studiengang Journalistik
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 93-1564
Telefax (08421) 93-1786
E-Mail
redaktion@einstein's-magazin.de

Chefredakteur
Christian Klenk

Chefin vom Dienst Lea Reinhard
Textchef Korbinian Eisenberger
Art Director Florian Lange
Bildchef Allan Riedel
Producerin Elisabeth Mayr
Product Managerin
Marina Brafa

Marketing Sandra Rothhaar
Textredaktion Linda Fischer,
Eleonora Hamburg, Mathias
von Lieben, Charlotte Mack,
Isabel Winkler, Yasmin Wolkow
Layout Sabrina Bittl, Iris Jilke
Fotoredaktion
Theresa Lambeck, Verena
Menauer, Franziska Wielandt
Anzeigen
Katarina Barić, Julie Heiland

Online-Redaktion
Jörg Pfeiffer (Leitung),
Isabelle Andres, Catherine
Buchwald, Christina
Gantner, Yasmina Asenjo
Gómez, Henry Lai, Manuel
Lauterborn, Sabrina Meier,
Judith Mintrop, Antonia
Schindler, Christian Schinko,
Katrin Schmermund, Maxi-
milian Schramm, Yves Simon

TV-Redaktion
Michaela Petek (Leitung),
Natalie Beier, Ana Bilandzija,
Tatjana Brenner, Raphaela
Carsten, Tamara Güclü, Lukas
Hanreich, Sarah Holzinger,
Johannes Keller, Janneke

Menzel, Benedikt Nießen,
Johannes Rautenberg, Bernd
Roetmann, Dhala Rosado,
Sophie Rößler, Katharina
Weigert, Meike Weinzierl

Auflage 1700 Exemplare
Druck Spintler Druck & Verlag
D-92637 Weiden i. d. Opf.

Internet
www.einstein's-magazin.de



Verantwortung übernehmen

Als leistungsfähige Verkehrsdrehscheibe inmitten einer blühenden Kulturlandschaft trägt der Flughafen München zu Wohlstand und Wachstum in unserer Heimat bei. Indem wir den Prinzipien der Nachhaltigkeit folgen, sorgen wir dafür, dass dies auch künftig so bleibt. Wir übernehmen Verantwortung gegenüber Umwelt, Nachbarn, Kunden und Mitarbeitern. Die nachhaltige Weiterentwicklung des Münchner Flughafens sichert Zukunftsfähigkeit und gesellschaftliche Akzeptanz dieser für den Wirtschaftsstandort Deutschland so wichtigen Verkehrsanlage.

www.munich-airport.de

